

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben

von

Arnold v. Tidebühl

unter Mitwirkung von Dr. **A. Bergengrün**, Baron **E. v. d. Brüggen**, Prof. Dr. **C. Dehio**, **H. Diederichs**, Prof. Dr. **J. Engelmann**, Prof. Dr. **C. Erdmann**, **G. v. Glajenapp**, Dr. **E. v. Nottbeck**, **A. Tobien** u. A.

Inhalt:

Statistik des Confessionswechsels in Livland. Von N. C. . . .	795
Aus dem Briefwechsel Edith von Rahden's mit Georg Berkholz. Neue Folge. (Schluß)	805
Baltische historische Litteratur. Von Dr. A. Bergengrün . . .	827
Politische Korrespondenz	859
Beilage: Gedichte von E. v. Schröder , K. Humius u. A. Die Nacht. Polnische Novelle. Uebersetzt von M. v. O. Kunstbriefe. III. Von J. Norden . Litterarische Umschau.	

Abonnements werden von allen Buchhandlungen und von der Expedition der „Balt. Mon.“ (Riga, I. Weidendamm 5) entgegengenommen.

Preis jährlich 8 Rbl., über die Post 9 Rbl.

Reval.

Franz Kluge.

1895.

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn
H. v. Tschöhl in Riga, I. Weidendam 5, zu richten.

Dr. S. Krögers

Heil- u. Badeanstalt

mit Pensionat.

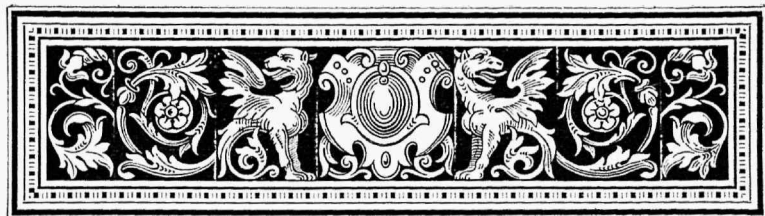
Hydrotherapie, Elektrizität,
Massage, Diätkuren.

Besitzer und leitender Arzt:

Dr. med. Ernst v. Hirschheydt,

RIGA,

Kirchenstrasse 18.



Statistik des Konfessionswechsels in Livland.

Mehrere Jahre sind verflossen, seitdem die „Balt. Monatschr.“ zuletzt Nachrichten über die Häufigkeit der Uebertritte zur russischen Kirche in Livland ihren Lesern zugänglich gemacht hat*). Es wird daher für Viele von Interesse sein, zu erfahren, wie sich in neuerer Zeit die sog. „Konversionsbewegung“ gestaltet hat. Anlaß hierzu bietet z. B. namentlich die neulich erfolgte Veröffentlichung eines Aufsatzes über die Konversionsbewegung in Leal, worin die Leser der „Balt. Monatschr.“ eine ihnen nicht gewohnte Darstellung jener genugsam bekannten Vorgänge kennen gelernt haben. Heute bin ich zudem in der Lage, nicht nur neues Material mittheilen zu können, sondern auch früher veröffentlichte zu ergänzen.

Vor mir liegt die Kandidatenschrift eines Jüngers unserer Hochschule, der sich der Mühe unterzogen hat, das spärliche officielle statistische Material, das über die in Rede stehende Frage vorhanden ist, nochmals eingehend zu prüfen. Hierbei hat sich herausgestellt, daß die früher veröffentlichten Zahlen über die Häufigkeit der Uebertritte vielfach unrichtig, weil zu niedrig, gewesen. Namentlich gilt dieses für die Stadt Riga, wo zwei russische Kirchen, wie jetzt ermittelt worden, Jahre hindurch verabsäumt haben, die Zahl der Uebertritte dem betr. statistischen Bureau zu melden. Indem der Verfasser des mir vorliegenden Manuscripts auf die Kirchenbücher der in Riga vorhandenen 13 russischen Gemeinden zurückging, ist es ihm gelungen, das Versäumte nachzuholen und das frühere Material

*) Balt. Monatschrift, Jahrgänge 1886, S. 326 ff. u. 1887, S. 356 ff.
Baltische Monatschrift. Bb. XLII. Heft 12.

zu vervollständigen. Diese Korrekturen gehen bis auf das Jahr 1885 zurück. Sehr bedeutend sind übrigens die Unterschiede zwischen den früher veröffentlichten Daten und den zurechtgestellten nicht.

Es traten in Livland über:

		nach den früheren Daten:	
1874	— 352 Personen.	1885	— 880 Person. 850 Personen.
1875	— 409	1886	— 707 669
1876	— 333	1887	— 1053 1000
1877	— 335	1888	— 647 615
1878	— 289	1889	— 631 598
1879	— 290	1890	— 673 625
1880	— 269	1891	— 719 —
1881	— 305	1892	— 766 —
1882	— 347	1893	— 732 —
1883	— 503	1894	— 747 —
1884	— 477		

Sind die Zahlen für die älteren Jahre annähernd richtig, so läßt sich — vom rein wissenschaftlichen Standpunkt aus — sagen, daß wir es im vorliegenden Falle bis zum J. 1885 mit einer konstanten Erscheinung zu thun hatten, welche bei gleichbleibenden Ursachen, also, so zu sagen, in ruhigen Zeiten analogen psychischen Gesetzen folgt, wie andere, auf psychologische und daher sehr schwer zu erforschende Ursachen zurückzuführende Erscheinungen. Eine solche auf psychologischen Ursachen beruhende Erscheinung ist z. B. der Selbstmord. Konstant wirkende Ursachen bringen in der Regel konstant das gleiche Zahlenresultat zu Tage. Auch hier offenbart sich das, was der Statistiker Mayr „die Gesetzmäßigkeit in den scheinbar willkürlichen Handlungen des Menschen“ nennt. Allein, es giebt kein der ziffernmäßigen Massenbeobachtung zugängliches Gebiet des menschlichen Lebens, wo die eine gewisse Erscheinung bezeichnende Kurve stets als eine gleichmäßige sanfte Wellenlinie sich darstellt. Wir sehen die Kurve plötzlich steigen oder fallen, ohne daß wir die Ursachen ihres Steigens oder Fallens ergründen könnten.

In der That sind die Ursachen bei psychischen Erscheinungen oft dunkel und mysteriös genug. Oder sind etwa solche psychische Erscheinungen, wie das plötzliche Auftreten von allerhand Schwarmgeistern, Sekten u. dergl., wie wir solche z. B. schon oft genug unter den Bauern Estlands staunend beobachtet haben, nicht räthselhaft in ihren Ursachen? Im Leben der einzelnen Menschen beobachtet man Aehn-

liches auch nicht selten. Man denke nur, wie überraschend verschieden sehr sensitiv veranlagte, starker Emotionen fähige Individuen zu verschiedenen Zeiten ihres Lebens sich benehmen und handeln. Wir fragen vergeblich nach dem Grunde, weil wir nicht im Stande sind, alle Momente, die ein Individuum zu einer Handlung bestimmen, zu erkennen. Jedenfalls gehört ein Zusammentreffen einer ganzen Reihe von ursächlichen Momenten dazu, bei psychischen Massenerscheinungen plötzliche starke Veränderungen hervorzurufen; diese Veränderungen pflegen wir als zufällige zu bezeichnen, doch herrschen natürlich auch hier ewige, unwandelbare Gesetze, die wir indessen nicht kennen, und es bleibt uns einstweilen nichts übrig, als vor der Majestät jener sogenannten Zufälligkeiten, die oft genug in ihren Wirkungen mit einem Schlage eine Situation verändern und schließlich die Weltgeschichte bilden, bewundernd stehen zu bleiben.

Ein solches „zufälliges“ Zusammentreffen von mehreren ursächlichen Momenten ist jedenfalls nöthig gewesen, um diejenige Steigerung der Uebertritte hervorzubringen, welche unsere Ziffern für 1883 bis 1887 zeigen. Dabei ist zu beachten, daß dieses Zusammentreffen von Ursachen sich auf ein räumlich relativ nur kleines Gebiet concentrirte (den Pernauschen Kreis).

Zergliedern wir unsere Zahlen, so werden wir sehen, wie unter den wahrnehmbaren ursächlichen Momenten biologische und andere Verhältnisse auf den Uebertritt zur russischen Kirche von Einfluß gewesen sind.

Ganz verschieden gestaltet sich zunächst die Konversionsbewegung im Raum. Ich wähle zu den räumlichen Vergleichen die Zahlen für die Jahre 1886—1894, weil für diesen Zeitabschnitt das zuverlässigste Material vorliegt.

Es traten über:

	In Riga.	In den and. Städten.	Auf d. flach. Lande.
1886	103	40	564
1887	163	50	840
1888	120	48	479
1889	145	29	457
1890	149	25	499
1891	180	59	480
1892	173	47	546
1893	163	23	546
1894	145	38	564

In Riga steigt die Häufigkeit der Uebertritte bis zum Jahre 1891; auf dem flachen Lande ist sie, mit Ausnahme des Jahres 1887, ziemlich konstant.

Auf 10,000 Einwohner entfielen durchschnittlich Uebertritte:

	In Riga.	In den and. Städten.	Auf d. flachen Lande.
1881	2,37	—	3,17
1890	7,18	3,48	5,02

Ethnologisch ist interessant, daß, worauf schon früher hingewiesen worden, die Uebertritte in den vorherrschend von Ehten bewohnten Gegenden Livlands ungleich häufiger sind, als in den von Letten bewohnten Kreisen (wenn man den Walk'schen Kreis zu den letzteren rechnet und die Städte ausschließt).

Es traten über:

	Im ehtn. Theile Livlands.		Im lett. Theile Livlands.	
	Absolut.	Pro 10,000 Einw.	Absolut.	Pro 10,000 Einw.
1886	444	9,16	120	2,58
1887	674	13,79	166	3,55
1888	366	7,02	113	2,39
1889	334	6,71	123	2,58
1890	382	7,60	117	2,44

Der ungleich begabtere, regsame und auch körperlich höher als der Ehte stehende Lette hält weit zäher an der Konfession seiner Väter, als der träge, zum Mysticismus geneigte Bewohner unseres Nordens. Hierbei ist zu beachten, daß die lettischen Distrikte auch wirthschaftlich im Allgemeinen höher stehen, als die ehtnischen.

Sehr charakteristisch ist die verschiedene Häufigkeit des Uebertritts bei beiden Geschlechtern.

Von der Gesamtzahl der in Livland Uebergetretenen gehörten an:

	dem männl. Geschlecht:	dem weibl. Geschlecht:
1885	438	402
1886	341	366
1887	549	504
1888	292	355
1889	273	358
1890	315	358
1891	331	388
1892	356	410
1893	353	379
1894	335	412

Während also früher mehr Personen männlichen Geschlechts übertraten, dominirt, umgekehrt, seit 1888 das weibliche Geschlecht. Man ist bei dieser letzteren Erscheinung geneigt, sich eines bekannten Wortes Hamlets, an Ophelia gerichtet, zu erinnern, und die verbreitete Ansicht, das Weib halte zäher an seiner angestammten Konfession fest als der Mann, wird erschüttert; indessen werden wir gleich sehen, daß der Vergleich der beiden Geschlechter mit einander ohne Rücksicht auf andere Eigenschaften der Uebergetretenen uns zunächst wenig Charakteristisches sagt. Vor Allem lernen wir aus einer Gruppierung der Uebergetretenen nach Altersklassen, daß eine große Anzahl der Konvertiten dem Kindesalter und selbst dem zartesten Kindesalter angehört, wo also von einer freien Entschließung des betr. Individuums nicht die Rede sein kann. Kommt demnach in derartigen Fällen bloß der Entschluß der Eltern in Frage, so ist auch das biologische Moment des Geschlechts hier nicht in Betracht zu ziehen.

In dieser Beziehung belehren uns die Daten für die Stadt Riga.

Von je 100 Uebergetretenen gehörten den folgenden Altersklassen an:

	1881—85.		1886—90.	
	M.	W.	M.	W.
unter 1 Jahr	0,79	0,13	2,11	0,29
1—7 "	18,25	8,47	13,00	7,74
8—16 "	15,08	7,91	20,85	13,18
17—20 "	14,29	22,60	15,10	16,66
21—30 "	36,51	37,85	31,42	37,54
31—40 "	7,07	14,12	10,67	12,90
41—50 "	3,17	5,09	5,13	5,73
51—60 "	3,97	1,70	0,90	2,58
61—70 "	—	1,03	0,90	0,28
71—80 "	—	—	—	0,57

Hieraus ergibt sich a. N., daß der Uebertritt gewöhnlich in das beste Heirathsalter fällt. So zeigt auch das weibliche Geschlecht, das bekanntlich früher in die Ehe tritt als das männliche, schon vom 17. Jahre an eine starke Tendenz zum Uebertritt.

Nehmen wir eine Gruppierung der eben angeführten Daten zugleich nach dem Familienstand vor, so erfahren wir, daß der Ueber-

tritt im heirathsfähigen Alter offenbar der Eheschließung vorauszugehen pflegt. Von den in Riga 1886—90 Uebergetretenen waren:

	Ledig.		Verheirathet.		Verwittwet.		Geschieden.	
	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.
—16 Jahre alt	119	74	—	—	—	—	—	—
17—20 " "	50	58	—	—	—	—	—	—
21—30 " "	102	107	2	21	3	—	—	—
31—40 " "	32	32	3	12	—	8	—	2
41 u. mehr " "	21	6	1	12	—	13	1	1

Nach vollzogener Trauung (scil. in Fällen von Mischehen) tritt das Weib weit häufiger über, als der Mann.

Noch mehr treten diese Unterschiede auf dem Lande hervor. Im Jahre 1890 gehörten von den Uebergetretenen (die Zahlen für die Städte abgerechnet) den folgenden Alters- und Civilstandklassen an:

	Ledig.		Verheirathet.		Verwittwet.		Geschieden.	
	M.	W.	M.	W.	M.	W.	M.	W.
—16 Jahre alt	83	36	—	—	—	—	—	—
17—20 " "	31	43	1	—	—	—	—	—
21—30 " "	60	114	10	24	—	—	—	—
31—40 " "	13	18	15	11	1	1	—	—
41 u. mehr " "	1	5	8	11	4	7	1	—

Auch hier zeigt sich, daß weitaus die meisten Uebertritte dann stattfinden, wenn auch die meisten Eheschließungen erfolgen, d. h. im Alter von 21—30 Jahren.

Für die Stadt Riga besitzen wir Daten über die Konfession, welcher die Uebergetretenen ehemals angehörten:

	1881—85.			1886—90.		
	M.	W.	Zusammen.	M.	W.	Zusammen.
Lutherische	77	129	206	238	269	507
Katholiken	23	25	48	38	27	65
Sektirer	15	14	29	31	28	59
Juden	6	7	13	20	23	43
Anderer Konfessionen	5	2	7	4	2	6

Within ist die Zahl der Uebergetretenen von einer Periode zur anderen relativ gewachsen:

bei den Lutherischen	um 146,1 %
„ „ Katholiken	„ 35,4 %
„ „ Sektirern	„ 103,4 %
„ „ Juden	„ 230,8 %

Eine größere relative Zunahme der Uebertritte als die Lutherischen haben nur noch die Juden aufzuweisen. Bei diesen beiden Konfessionen ist eigenthümlicher Weise das weibliche Geschlecht stärker vertreten, als das männliche, während bei den anderen Konfessionen das männliche überwiegt. Nach allem Angeführten können wir sagen, daß das Weib durchaus eher dazu neigt, seinen angeerbten Glauben aufzugeben, als der Mann.

Auf dem Lande rekrutiren sich die Konvertiten fast ausschließlich aus den Angehörigen der evangelisch-lutherischen Landeskirche; hin und wieder treten hier auch Zigeuner zur Staatskirche über.

Noch können wir für Riga das auf die Jahre 1881—1890 bezügliche Material nach einer anderen Richtung gruppiren: dasselbe enthält Angaben über den Beruf des einzelnen Konvertiten.

Die Konvertiten gehörten den folgenden Berufsgruppen an:

	1881—85.	1886—90.
I. Staatsdienst (Mil. u. Civ.)	72	143
II. Kommunaldienst	1	—
III. Freie geistige Arbeit	2	5
IV. Handwerk	5	18
V. Fabrikindustrie	—	7
VI. Kleinhandel (мъщане)	42	101
VII. Handel und Verkehr	—	6
VIII. Landwirthschaft	108	263
IX. Persönl. Dienstleist.	44	65
X. Unbekannte Berufsarten*)	29	72

Unter den in Riga Uebergetretenen waren Unterthanen anderer Staaten:

	M.	W.	Zusammen.
1881—1885	8	10	18
1886—1890	16	23	39

darunter im Ganzen 19 Preußen und 31 Preußinnen.

*) Hierher gehören: Adeln, erbliche Ehrenbürger, Ausländer, Arrestanten, Findlinge und andere Gruppen von Personen, ohne Angabe des Berufs.

Auf die Nationalität (Muttersprache) der Konvertiten läßt sich nicht mit Bestimmtheit schließen. Versucht man aber auf Grund der Namen und der Angaben über den Beruf sich auch hierüber ein Bild zu verschaffen, so kommt man zu folgendem Ergebnis:

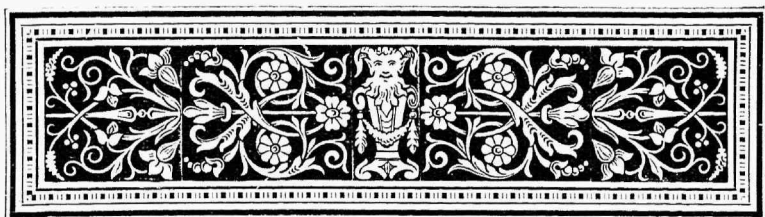
Von den in den Jahren 1881—1890 in Riga Uebergetretenen waren etwa:

Letten und Litthauer	580
Deutsche	100
Ehsten	90
Altgläubige Russen	90
Polen	60
Juden	56
Verschiedene Asiaten	7
Romanen (Belgier)	1
Czechen	1

Demnächst sollen die Leser der Balt. Mon. auch wieder über die Frequenz der konfessionellen Mischehen orientirt werden, welche ebenfalls für unsere Provinzen nicht ohne Interesse ist.

N. C.





Aus dem Briefwechsel Edith von Rahden's mit Georg Berkholz.

(Schluß.)

XII.

Riga, den 22. Januar 1863.

Gnädiges Fräulein!

... **A**rauf kommen die meisten Menschen hinaus, schließlich nur von der Pflicht zu leben. Warum will ich es besser haben? warum soll gerade bei mir der seltene Fall eintreten, daß Pflicht und Trieb, Ideal und Realität mehr oder weniger zusammenfallen? Ich habe es bisher gut genug im Leben gehabt und namentlich sind die Menschen alle, wirklich ohne Ausnahme (ich müßte denn etwa den Kurator Crafftström ausnehmen) gut und hilfreich gegen mich gewesen. Was mir im Leben mißrathen ist, war immer eigene Schuld.

Leztens kam mein alter Freund, der Baron Bernhard Uexküll, hier durchgereist, er geht auf ein paar Monate nach Paris. Er forderte mich auf, im nächsten Sommer ihn auf seinem Majoratsgute (das schon gewissermaßen in seinen Händen ist, obgleich der Onkel noch lebt) zu besuchen, als Einleitung, wie er sagte, zu einem schon vor 15 Jahren, damals etwas scherzhaft, mir gemachten Vorschlage: daß wir nämlich einst als alte Hagestolze das Ende unserer Tage zusammen auf dem erwähnten Majoratsgute ableben sollen. Das wäre auch eine Perspektive; es wird aber anders mit mir kommen, wie ich ziemlich sicher weiß. Was ist auch daran gelegen. — —

Wie sehnſüchtig dachte ich zu Weihnachten zu Ihnen hinüber! Aber mein langweiliger Rheumatismus war wiedergekommen und mein Doctor protestirte. Jetzt hoffe ich auf Ostern; etwas muß der Mensch doch hoffen!

Von den hiesigen Dingen, den politischen, erlauben Sie mir so wenig als möglich zu schreiben. — Otto Müller ist ein Mensch, dem man ganz trauen kann, fest und zuverlässig wie ein alter Römer. Bischof Walter, denke ich, werden Sie wohl jetzt, wenn es mit Ullmann aus sein sollte, nach Petersburg bekommen. Ich weiß nicht, ob er gern hingehet, aber ich bin überzeugt, daß er sich dort wohler fühlen wird als hier. —

Endlich noch meinen Dank für die Bücher, welche Sie mir durch Herrn v. Timroth zuschickten, und die Versicherung, daß ich keinen höhern Wunsch hätte, als einmal für Sie mich in's Feuer zu stürzen. Ich glaube auch für die Großfürstin thäte ich es. Es ist damit nichts Großes gesagt, weil mein Leben mir in der That eigenthümlich werthlos geworden ist; aber ich bitte Sie zu glauben, daß es ganz ernsthaft gesagt ist. Schreiben Sie mir doch wieder! es ist das erste Mal, daß ich Sie darum bitte; bisher habe ich im Gegentheil eine Scheu gehabt, Sie bei Ihren vielen Schreibereien auch noch dazu zu veranlassen.

Wenn auch nur wenige Zeilen —

Ihrem ewig ergebenen

G. Bertholz.

Den 20. bis 22. Januar 1863.

* * *

XIII.

22. Februar 1863.

Wie lange habe ich Ihnen schreiben wollen! Mit diesem Geständniß will ich für alle Zukunft Ihr Gewissen von unnützen Lasten befreien. Quälen Sie sich doch nie um das Antworten, wenn ich nur weiß, daß Sie gesund sind und meine Briefe gern haben, so schreibe ich unverdroffen, sobald ich eine freie Stunde erobern kann. Freilich wird mir das jetzt oft schwer. — Gott sei Dank! Meine Arbeit ist meine sicherste Stütze — es lebt und über-

windet und vergift sich leichter dabei. Ich gehe wenig aus in diesem Winter — nur die Hochzeitsfeste und die wieder begommenen Donnerstage ziehen mich aus dem engen Kreis meiner Pflichten in die große Welt hinein. Ich bin aber auch wenig zu Hause — nur höchst selten treffen mich einige nähere Freunde und Bekannte, zu diesen rechne ich gern den Prof. Utin, — wir sprechen dann immer von Ihnen. Diese Freude hat mir auch der Bürgermeister Müller gemacht, an dem ich einen sehr tüchtigen Menschen kennen gelernt zu haben meine. Im Palais geht Alles seinen gewohnten Gang — die Großfürstin ist gesund, rüstig, wohltauf und munter. Wie rede ich aber von solchen Dingen des täglichen Verkehrs im Angesichte der diplomatischen Verwickelungen, die uns so hart bedrohen? Der Kaiser Napoleon soll entschlossen sein, die polnische Frage nachdrücklich zu betonen; schon ist die Rede von einem Abgesandten, der einen Brief an den Kaiser überbringen wird. England und Oesterreich gehen mit auf demselben Wege. L. Nap. will den offen ausgesprochenen Sympathien seines Volkes huldigen, die Geistlichkeit gewinnen, der demokratischen Partei eine Genugthuung für Italien gönnen und besonders einen Vorwand suchen, um die Truppen aus Mexico zurückzuziehen. Man schreibt mir aus Paris, er sei ungewöhnlich thätig und die Kaiserin, die sehr polnisch gesinnt ist, „radieuse“. — Die Ernennung von Berg ist an dem persönlichen Widerstand des Großfürsten Konstantin gescheitert, — an seiner Stelle geht General Sumarokoff nach Warschau — er ist eine persona grata an dem Hofe daselbst. Der Aufstand soll wirklich im Begriff des Auslöschens sein — — — Ich könnte Ihnen Vieles über die preussische Convention erzählen, — sie ist ausschließlich das Werk des Königs, der sich von Prinz Karl und Feldmarschall Wrangell berathen ließ und Alvensleben hieher schickte. Bismarck soll erst nachträglich von diesem Beschluß in Kenntniß gesetzt worden sein. Dem Könige schien der Ausweg aus der Sackgasse, in die er sich verrannt hat, so erfreulich, daß er gern ein Schutz- und Trugbündniß geschlossen und einen hübschen kleinen Krieg geführt hätte. Die Convention ist uns wirklich beinahe aufgedrängt worden — wir wollten nur die allernothwendigsten Ergänzungen des Cartels. Weder

in Berlin noch hier hat man vorhergesehen, welche Folgen dieser Schritt in Europa haben würde¹⁾. — — —

Ein düsterer Himmel steht über uns, — was wird die nächste Zukunft bringen? In der künftigen Woche fangen die Wahlen hier an. Sie sollten zu der Zeit herkommen, es wird vielleicht manches Unerwartete vorkommen. — Obgleich es sehr spät ist und ich eigentlich schließen sollte, möchte ich Ihnen doch noch von einer interessanten Bekanntschaft erzählen, die ich eben gemacht habe. — Richard Wagner, früher Musikdirektor in Riga, weiland Barrikadenheld, jetzt wohl der berühmteste Musiker unserer Zeit und ein höchst geistvoller Mensch. Er kommt eben aus Wien, wo er seine neueste Oper „Tristan und Isolde“ einstudiren läßt und hat vor wenig Wochen seinen „Lohengrin“ zum ersten Mal dort gehört bei der 40. Aufführung der Oper. Ihm wurden die Augen feucht bei der Erinnerung an die bitteren Gefühle, mit welchen er seine eigene Schöpfung nach so langem Erwarten hatte kennen gelernt, für die ganze Welt ein längst gewöhntes Schauspiel, für ihn allein ein fremdes. Er will mich öfter besuchen. — — —

Das Universitätsreglement ist definitiv nach Bradfeschem Muster ausgefallen, das Preßgesetz wird nunmehr im Ministerium des Innern, aber unter Dolenjky's abermaliger Präsidenschaft umgearbeitet.

Nun leben Sie wohl — ich wollte Sie kämen auf einige Zeit her — behalten Sie mich in gutem Andenken.

Immer und herzlich Ihre

Edith Rahden.

Gehen Sie zuweilen zu Walter? Sehen Sie sich doch die Nichte an — mir zu Gefallen; es ist eine ganz charmante Dame, deren heiter geweckter Sinn Ihnen den angenehmsten Umgang gewähren wird. —

* * *

¹⁾ Die hier gemachten Mittheilungen beruhen, wie wir aus Sybel's urkundlicher Darstellung jetzt wissen, auf irrigen Annahmen; auch der Zusammenhang der Thatfachen war ein ganz anderer.

XIV.

Insel Pucht im Moonjunde, 4. August 1863.

Gnädiges Fräulein!

Sollte mein letzter Besuch in Petersburg, statt die Beziehungen aufzufrischen, dazu beigetragen haben, sie schneller altern zu lassen? Daß es so mit solchen Besuchen gehen kann, fühle ich gerade, wo ich jetzt bin, tief genug. Hier bei den Negfülls, wo ich, ein seit Jahren erbetener Gast, mit vieler Liebe aufgenommen werde, wohin ich mich in frühern Sommern oft gewünscht — es ist doch etwas Unheimliches dabei. In der Schattenwelt der Erinnerungen ist es mir nicht geheuer. Wie soll man an einem Flickwerk von Leben, wie das meinige, ein Genüge haben? Alles scheint mir jetzt darauf anzukommen, daß der Mensch bei der Stange bleibe, in zusammenhängendem Thun und Schaffen sich außer Athem halte und nicht zuviel sich auf sich selbst besinne. Die Wehmuth ist eine der entnervendsten Empfindungen. Weg damit! und aus Riga so wenig als möglich sich gerührt! Sie, gnädiges Fräulein, sollen ja auch hinkommen. Man hat es mir bestimmt in Aussicht gestellt. — Mein Aufenthalt auf dieser wunderbaren Parkinsel, die in unserem Norden ihres Gleichen nicht hat, geht übermorgen zu Ende; acht Tage bin ich hier gewesen und 3 bis 4 Tage habe ich zu einem Ausfluge auf die Güter des Ihnen bekannten Baron Bernhard Negfüll und zur Bewunderung seiner Schöpfungen verwendet. Es ist wirklich daran zu bewundern. Das ist ein Grund-Aristokrat, wie man ihn brauchen kann, im guten englischen Styl, auch abgesehen von dem Stück absichtlicher Anglomanie, welches dabei ist. Alles was er angreift, geschieht in ebenso geschäftskundiger und wohlberechneter Weise, als auch zu humanem Endzweck, und alles gelingt ihm. Nur zum Ritterschaftshauptmann wird er nicht gewählt, weil er sich bei seinen Confratres unbeliebt gemacht haben soll. Der wahre Adelsmarschall aller drei Ostseeprovinzen und ein bischen Generalgouverneur dazu ist übrigens Graf Keyserling¹⁾. Sein Einfluß ist überwiegend und, ich denke, sehr wohlthätig. —

Wer aber wird an des Grafen Pahlen Stelle Präsident des Ostsee-Comités? Niemand hat ein größeres Anrecht auf die bezüg-

¹⁾ Der damalige Dorpater Curator Graf Alexander Keyserling.

lichen Wünsche der Ostseeprovinzialen als Suworow; eine noch genialere Conception aber wäre vielleicht Keyserling. — —

Ich werde durch meine gefelligen Pflichten unterbrochen und werde bis zum Abgang der Post keine Zeit zur Fortsetzung dieses Briefes finden. Entschuldigen Sie, gnädiges Fräulein, dessen fragmentarischen Zustand und beglücken Sie mich auch wieder einmal, sei es nur mit wenigen Zeilen.

Meine Gedanken flogen hinüber nach Oranienbaum, nichts Schöneres giebt es in meiner Vorstellung als den Dienst der Großfürstin Helene — es ist wie ein Traum, daß ich das 9 Jahre lang besessen.

Empfehlen Sie mich freundlich den alten Dienstgenossen!

Ihr ergebener

G. Bergholz.

* * *

XV.

Petersburg, 16./28. December 1863.

Ich bin sehr müde! Lassen Sie mich es machen wie sonst, wo hinüber geschickt wurde nach Ihnen, wenn ich recht abgetragen nach Hause kam und mich hungerte und dürstete nach einem erquickenden Gespräche. Sie wissen garnicht, wie viel Dank ich Ihnen schulde für alle die guten Stunden und wie wohl es mir überhaupt thut mich mit Ihnen ganz frei, ganz rückhaltlos auszusprechen! Hören Sie auch heute meine Jeremiade an — jetzt giebt es weit und breit, in ganz Petersburg herum, keine menschliche Seele, die ich mit dieser Langeweile heimsuchen kann. — Ihnen will ich aber wenigstens schriftlich Alles sagen, was mich schmerzt oder freut — ich bin eben dazu aufgelegt, und wenn Sie auch ein ganz zerstreutes Gesicht machen und ungläubig den Kopf schütteln, oder sonst irgend ein gewohntes Zeichen freundlicher Unaufmerksamkeit geben — es thut garnichts zur Sache, ich will mich gründlich ausruhen, aussprechen . . . Indem ich so lebhaft an Sie denke, als sehe ich Sie vor mir stehen, ist mir auch schon der ganze Anmuth meiner Müdigkeit vergangen, aufrichtig gestanden war ich den Morgen über sehr verdrießlich. — Nie habe ich ein bewegteres Leben geführt. Wie das kommt, begreife ich nicht. — Früher hatte ich Zeitungen zu lesen, Bücher durchzublättern, einige Familienpflichten zu erfüllen,

die Fürstin L. zu besuchen &c. Alles das ist weggefallen — nur die Times würdige ich einer regelmäßigen Lektüre, — Bücher verachte ich ganz, mit Ausnahme eines sehr lieben Vermächtnisses meiner verstorbenen Freundin K. Wrangell, die französische Uebersetzung des Plato, in der ich fast täglich mit größter Andacht lese. — Familienpflichten geniren mich nicht mehr, die Fürstin L. bringt den Winter im Auslande zu, was um Himmels Willen thue ich denn? — Freilich die Helene-Schule nimmt mir Zeit und die Prinzessin Elisabeth...

Halb ein Uhr Morgens.

Ich wurde wieder unterbrochen, zur Großfürstin schleunigst geholt und komme eben nach Hause. Die Großfürstin ist seit acht Tagen unwohl, sie hat sich erkältet, fährt nicht aus, sieht nur genaue Bekannte und braucht Unterhaltung. Ueberdem besuchte ich in dieser Woche fleißig die Prüfungen in der Helene-Schule — nicht förmliche, wohl vorbereitete Examina, sondern einfache Repetitionen während einer Stunde des Lehrers, im Beisein von ein paar Menschen, zu deren Urtheil ich Vertrauen habe. Natürlich verschrieb ich mir aus Dranienbaum meinen Schulmeister und überzeugte mich immer mehr von seiner ungewöhnlichen Begabung. Solche eingehende Fragen, solche kluge Gespräche mit den Kindern führte Niemand. — Dabei bescheiden und sanftmüthig, weil ich ihn sehr gut behandelte und nach den Prüfungen noch mit ihm lange Unterhaltungen bei mir hatte. Ich kenne keine größere Freude, als die welche man an einem Menschen hat. Wie nach und nach an dem allgemeinen Wilde die einzelnen schönen Nuancen hervortreten, wie ein Wort oft zündend und erleuchtend zwischen zwei Seelen fällt und alles Conventionele der Geburt, Erziehung, Sitte, für einen Augenblick in den Staub sinkt vor der Erkenntniß des Göttlichen in einer Menschennatur. Und wissen Sie, was ich noch so gern dabei habe? Das Gefühl absoluter Gleichheit, welches über mich kömmt den Menschen gegenüber, die mir einen solchen — schönen — Eindruck machen. Sonst ist eben das Demokratische weder in der Politik noch in socialer Hinsicht mein Fach, darum freue ich mich ganz tief, wenn plötzlich das banale Wort „Gleichheit“ in mir wahr wird, freilich habe ich es noch lieber, wenn ich mich unterordnen kann — meine Augen sind nun einmal gemacht zum Hinaufschauen! Ihr Freund Hehn wird ganz zahm, er war neulich bei mir Abends, las ein

paar reizende Kapitel aus seinem italienischen Werke vor, ließ sich bewundern und amüfirte sich vortrefflich. — Zu Weihnachten wird das Palais voll fremder Gäste sein. — Prinz Nicolas von Nassau kömmt nächster Tage an, das Odoewfskysche Ehepaar auch —, Dimitrieff und Tschitscherin ebenfalls. — — Wird es eine heitere Zeit geben? Im Allgemeinen herrscht in Petersburg schwüle Luft, — in gewissen Kreisen steigert sich der Patriotismus bis zu einer Art Raserei, — überall aber lugt hinter der civilisirten Maske die Physionomie wilder und grundsatzloser Demokratie hervor, jener formlose Instinkt der Masse. — — An den Губернскія Учреждения wird viel gearbeitet, sie liegen noch immer im Reichsrath zur Berathung vor. Milutin nebst Samarin und Tscherkasky bringen ihren Bericht über Polen in Ordnung, man sieht sie wenig und die Herren sagen garnichts, was gewiß sehr weise ist. Das wissen Sie wohl schon, daß der frühere Generalgouverneur von Warschau Kryshanowski, zuerst Gehülfe, dann Nachfolger von Murawjew werden soll. — Gute Nacht, behüt Sie Gott! In diesem neuen, kommenden Jahr erhalten Sie mir ihre Freundschaft, die ein Bedürfniß meines Herzens ist.

Ganz und immer Ihre

E. R.

Ihr Oktoberheft ist eben bei dem alten Baer, ich will Ihnen schreiben, was er dazu sagt. Brewern ist sehr befriedigt.

* * *

XVI.

31. December 63.

Gnädiges Fräulein!

Am letzten Jahresabend! Und wie weit noch vom letzten Lebensabend? Ich bin so voll von dem Gefühle der Endlichkeit, der Vergänglichkeit. Und ich wäre es ohne Trauer, wenn man nur nicht immer wieder Hand anlegen müßte an sein nichtiges Tagewerk und mit Ernst und Wichtigkeit behandeln müßte, was dessen garnicht werth ist. O Opiumtrank der über Ort und Zeit erhabenen Theorie! gar zu selten genieße ich jetzt irgend einen, wenn auch nur verdünnten Tropfen davon. Es geht nicht damit, wenn man nicht

mehr oder weniger im Zuge ist. — Und Sie? Auch Sie schreiben mir eine „Jeremiade“. Aber Sie lesen doch den Plato mit Andacht, und gewiß haben Sie noch andere Momente contemplativer Natur. Ich wünsche Ihnen viele im kommenden Jahre und weiß, daß Sie aus oder nach Allem immer sich selbst wiederfinden werden. Es hat mich auf's höchste interessirt, was Sie über Ihre jetzigen Beschäftigungen schreiben. Also keine Zeitungen und Bücher mehr! Ich kann mir die Großfürstin ohne diese durch Sie vorbereitete Geistesnahrung eigentlich garnicht denken. Wie beneide ich den talentvollen Strelzoff um die intimen Gespräche mit Ihnen! In diesen Tagen reden Sie gewiß viel mit Tschitscherin und Dmitrieff. Den Letzteren wieder einmal zu hören, wie er sich etwa weiter entwickelt hat und welchen Eindruck die veränderte Weltlage auf ihn gemacht, dafür gäbe ich etwas! —

Hier ist Alles gespannt auf den kommenden Landtag. Er sollte schon im Februar sein, ist aber wegen langwieriger Krankheit des Landmarschalls Fürsten Lieven auf den März verlegt worden. Mißdendorff, der homo novus, wird einst livländischer Landmarschall sein, dafür möchte ich einstehen; zwar nicht schon im März, aber nach drei Jahren. Zu meinem häufigsten Umgang gehört jetzt Woldemar v. Boek, der Urheber der „vier Fragen“ auf dem vorigen Landtag. Könnte ich Ihnen diesen geistvollen, gelehrten, edlen, bizarren und unpraktischen Menschen abmalen! Er ist unpopulär, wie die Idealisten gewöhnlich und der Landtag, fürchte ich, wird ihn weder zum Landrath noch zum Hofgerichtspräsidenten wählen, noch zu irgend einem andern Amte, worin er seinen bis zur Schwärmerei gehenden Patriotismus noch in anderer Weise als durch Abfassung unzähliger und unendlicher Denkschriften, „patriotischer Phantasien“ u. bethätigen könnte. Auch in der Balt. Monatschrift läßt er jetzt vielerlei drucken; es ist aber gewöhnlich zu kraus, zu weitſchichtig und der Menge ungenießbar, was er schreibt. In seinen jüngern Jahren vor etwa 15 Jahren, führte er eine mächtigere Feder und war damals auch kosmopolitischer gesinnt. — —

G. Berkholz.

*

*

*

XVII.

Petersburg, 1. (13.) April 64.

Diner bei der Großfürstin mit Schleiden, Brewern, Semenow. — Ja Schleiden! Er brachte mir einen Brief von Keyserling und ich hoffte in ihm den begabten Autor eines von mir sehr gerne gemochten Buches zu finden, war also sehr freundlich gestimmt. — Als ich ihn sah, überkam mich aber sogleich jenes instinctive Gefühl der Abneigung, die so selten trügt. — Nein! der Mann gefällt mir nicht! Er hat seitdem bei mir Thee getrunken, heute habe ich mit ihm bei der Großfürstin gegessen und viel zugehört, aufmerksam, vorurtheilsfrei, — er spricht gut, gewählt, zuweilen witzig, umsonst habe ich gelauscht auf einen jener spontanen, frischen, natürlichen Geistesblitze, die zuweilen garnichts Ungewöhnliches beleuchten, aber ihr eigenes, eigenthümliches Licht oft über geringe Alltagsdinge schimmern lassen. Gezwungen, geschraubt, verärgert und hochmüthig sieht der Mann aus. Bei mir fand er den alten Baer, der wie ein stiller großer Planet ruhig seine Bahnen neben diesem scharfen, beweglichen Meteor schritt. Ihr Freund Hehn war dabei sehr guter Laune, zugänglich und ironisch zugleich. Ich muß wieder hinauf; der Abendgottesdienst ist aus. — Leben Sie wohl — auf baldiges Wiedersehen!

E. Rahden.

* * *

XVIII.

Miga, den 15. April 1864.

Gnädiges Fräulein!

Es wird nichts aus der Reise, — ich habe gestern den letzten Funken der Hoffnung ausgelöscht. Ich sah die Unmöglichkeit zwar schon von weitem her; aber ich wollte sie mir bis zum letzten Augenblick nicht ganz eingestehen. Es sind kleine, elende Pflichten, die mich festhalten, aber immerhin Pflichten. Die Beziehung zu dem öffentlichen Dienste ist nun einmal in kleinstädtischen Verhältnissen nicht so genial aufzufassen als in Petersburger Ministerien oder in der kaiserlichen Bibliothek mit ihren 40 Beamten, wo der Einzelne

nicht besonders vermißt wird. Wochenlange Osterferien zu machen, ist hier auch garnicht Sitte. Ich hätte Ihnen diesen Ausgang schon etwas früher geschrieben, aber gerade in den letzten Tagen waren mir die Sezer meiner Monatschrift auf der Ferse. Mein Petersburger Correspondent¹⁾ hatte mich nämlich im Stich gelassen, — er will nicht mehr schreiben — und da mußte ich mich anstrengen, selbst eine Kleinigkeit zu liefern, um das laufende Heft nicht gar zu ungeschälzen ausfallen zu lassen. Ich kann Ihnen aber gar nicht sagen, wieviel Anstrengung mir so etwas kostet. Die politische Schriftstellerei ist nun eigentlich meine Sache nicht; sie geräth mir auch immer viel zu knapp, formelhaft, mathematisch-philosophisch, ohne die gehörige Fülle der Exemplification und Rhetorik. Der Petersburger Correspondent verstand in seiner Manier die Sache vortrefflich.

Was ich in Petersburg suchen wollte, waren dieses Mal Sie allein, gnädiges Fräulein. Ihre drei Briefe, besonders der erste, so inhaltreiche und so wunderbar klare, voll herzlicher Offenheit gegen mich, sind das einzige mich tiefer Bewegende in dieser ganzen Zeit gewesen. Daß ich es Ihnen nur gestehe, eine Art Befangenheit, auf jenen Brief nicht in gleicher Weise antworten zu können, hat mich lange vergebliche Schreibversuche machen lassen. Ich schreibe Ihnen auch heute nur die Nachrichten von meinem äußern Leben, die ich Ihnen zunächst schuldig zu sein glaube.

Warum habe ich in Petersburg außer Ihnen eigentlich nichts mehr zu suchen? Vor einem Jahr war es noch etwas anders damit. Die Verhältnisse und Menschen werden mir fremder. Meine hiesige Existenz bleibt indifferent und schwunglos, aber sie wird mir doch immer mehr maschinenmäßige Gewohnheit. Ueber Rheumatismus und Halskatarrh bin ich auch glücklich weggekommen; das waren, wie ich immer gesagt habe, nur Folgen der Nachtarbeit, des Gemüths affects und der übrigen Umstände bei Gelegenheit meines Losreisens von Petersburg. — Allmählig haben sie sich verloren und durch Seebad in diesem Sommer hoffe ich die letzten Spuren davon zu tilgen. — Gehn, der so glücklich gewesen ist, Sie öfter zu sehen, hat Ihnen wohl von der Geschichte erzählt, wie ich im Februar einen fast officiellen Antrag erhielt, in die kaiserl. Bibliothek zurück-

¹⁾ Victor Gehn.

zukehren. Ich habe abgelehnt, weil ich hier nicht mit Ehren über Nacht abbrechen konnte. Ja, wenn ich aus einem Traum erwachte und wir wären da, wo wir im Frühjahr 1861 waren! Jetzt ist für meinen Lebensrest die Aufgabe, baltischer, insbesondere Rigascher Patriot zu sein, eine Aufgabe, die zu meinem Wesen nicht paßt, aber sonst nicht schlecht ist. Immerhin fühle ich, auf meiner Stelle Einiges leisten zu können, was kein Anderer so verrichten würde. Es mag darum sein!

Sie wissen, ich habe meine alte Mama zur Erde bestattet. Sie ist 74 Jahre alt geworden, hat 17 Kinder geboren und bis auf 5 überlebt, den Kelch der Trübsal bis zur Heise gekostet, aber in den letzten Jahren ein still befriedigtes Leben und bis zum letzten Tage eine unverwüßliche Gesundheit genossen. Ein Schlagfluß, von nur augenblicklichem Schmerzensruf begleitet, machte ihrem Herzschlage ein Ende. Wir beerdigten sie auf demselben Kirchhof, wohin ich als Kind schon so manches meiner jüngern Geschwister begleitet habe und nur einmal noch zurückzukehren gedenke, um den Platz mit einer Steinplatte versehen, ummauern und abschließen zu lassen — wahrscheinlich schon in diesem Sommer. — — — — — Der Landtag hat mich dieses Mal eigentlich wenig beschäftigt. Es war in Folge der Güterbesitzfrage und gewisser Thorheiten, die von beiden Seiten begangen wurden, zu einer fatalen Spannung zwischen den innen und außen Stehenden gekommen. Nicht aber nur in dieser Sache, sondern auch in anderen, namentlich der Justizreform, hat sich der Landtag in Summa so reactionär und unkäsig erwiesen, daß es kein Wunder sein wird, wenn die Staatsregierung zu Detronirungen sich veranlaßt sieht. „Devanciren“ wäre die allein richtige Politik. Der liberale und edle Landmarschall wird in nicht geringer Verlegenheit sein, Dinge in Petersburg vertreten zu müssen, die so schlecht zu seiner persönlichen Ansicht passen. Auf dem Landtag selbst ist er allerlei Angriffen ausgesetzt gewesen. Die hieher gekommenen kurländischen Delegirten schüttelten sehr bedenklich die Köpfe.

Sie reisen also nach Moskau! Schreiben Sie mir doch von den dortigen Eindrücken. Granowsky finden Sie freilich nicht mehr, und überhaupt fürchte ich, wird Ihnen Alles jetzt reizloser erscheinen. Daß die Großfürstin meiner gedacht hat und mich auf ein russisches

Literaturprodukt aufmerksam macht, hat mich auf's schönste, ich möchte sagen auf's wehmüthigste berührt. Ich habe schon angefangen „Марево“ zu lesen, fürchte nur, daß die Geschichte zu lang sein wird. Aber vielleicht läßt sich eine verkürzte Skizze zubereiten. Die Wiegelschen Memoiren müssen gewiß benutzt werden. Soviel für heute! Ich werde künftig weniger undankbar sein und mein altes Laster der Brieffschreibescheu wenigstens Ihnen gegenüber nicht mehr aufkommen lassen.

Ihr ewig ergebener

G. Bertholz.

* * *

XIX.

16. April Abends.

Mein herzlich lieber Freund!

Eben erhalte ich beifolgendes Billet von Deljanoff; er bezieht sich darin auf Gehn. — Dieser ist freilich heute morgen bei mir gewesen, doch ohne mich zu finden, ich kenne also nicht die näheren Umstände des Vorschlages, den man Ihnen macht. — Eines weiß ich aber, wenn nicht gebieterische Pflichten es Ihnen unmöglich machen, so müssen Sie die Stellung annehmen, die man Ihnen geben will. — Zaudern und schwanken Sie nicht, kommen Sie hierher zurück in einen Kreis der Beschäftigungen, Ideen und Freunde, der Ihnen zusagt, in dem Sie auch Ihrem engeren Vaterlande nützlich sein können und der Ihnen einen würdig-ernsten, ruhigen Abschluß für ihr Leben bietet. Von mir spreche ich nicht, Sie wissen, was es mir wäre Sie beständig in meiner Nähe zu haben und an Allem Theil zu nehmen, was Sie betrifft, eben so wie Sie ja den innersten Grund meiner Seele kennen. Behüte und leite Sie Gott!

Ihre

G. R.

* * *

XX.

Carlsbad, 20. Juni (2. Juli) 64.

Wie lange hörten wir gegenseitig nichts von einander! Mir ist es freilich als hätte ich eine lange Unterhaltung mit Ihnen

gehabt, nachdem ich die livländische Korrespondenz im Maiheft der Balt. Monatschrift gelesen und mich herzlich daran gefreut. Sie sollen aber wissen, wie es um mich bestellt ist, und zuvörderst daß ich sehr oft, sehr herzlich an Sie denke. Der kurze Augenblick auf der Eisenbahn war doch viel werth, ich danke Ihnen nochmals dafür.

Interessante Tage sind über Karlsbad fortgezogen, geschichtliche folgen schwere Tage. Es war ein merkwürdiger Anblick, Kaiser und König, Minister und Gesandten mit einander verkehren zu sehen. Einen Tag lang stand ordentlich der Athem still vor den Entschliefungen Englands, wo die öffentliche Stimmung sehr gereizt ist. Bismarck trat entschlossen nicht allein England, sondern seinem eigenen Bundesgenossen Oesterreich in den Weg und wagte frisch den Strauß. Er hatte den richtigen politischen Instinkt, Preußen im Nothfall allein den Krieg fortführen zu lassen. Oesterreich wollte doch dem mächtigen Nachbarstaat, Deutschland gegenüber, die erste Rolle nicht einräumen, und blieb mit erzwungenem Lächeln treu. Jetzt sind Alsen und Sonderburg gefallen, das englische Ministerium predigt Frieden, Bismarck dominirt unstreitig die Position. Unter den Leuten, die in Karlsbad die Kur brauchen und nebenher die Ereignisse beurtheilen, ist gewiß der interessanteste Gervinus. — Mir fiel sein Name unwillkürlich als Gegensatz zu dem des preussischen Ministers ein. Es liegt eine wahrhaft rührende Einfalt der Gewissenhaftigkeit und des Doktrinarismus in diesem Menschen, der durch eine Unterhaltung mit der Großfürstin sich plötzlich in einer noch ungeahnten Welt stehen sieht, deren Frische und Bedeutung ihm früher nur Fabel gewesen war. Ganz gedankenvoll ist er Nachmittags zu Dr. Seegen gekommen, war ungewöhnlich schweigsam und als er endlich zu erzählen anfang, sagte er kopfschüttelnd ein Mal über das andere: Ich habe viel gelernt! Mein spezieller Freund ist eine andere kleine Celebrität geworden, — der Componist Dessauer aus Wien. — Er ist alt, kränklich und klug, damit will ich sagen, daß er sich der Aufmerksamkeit und Aufmerksamkeiten jüngerer Menschen freut — und man ihm gerne Stundenlang zuhören kann, wenn er von seinen intimen Beziehungen zu den größten Geistern unserer Zeit spricht. Mit George Sand steht er in Briefwechsel, wie gut, wie einfach und freundlich sind diese Briefe! Und dazwischen blüht ein Gedanke auf, der aus der Tiefe in Himmels-

höhen ragt. — Diese Natur muß jetzt nach vielen Stürmen und Irrfahrten in „beruhigter Pracht“ sich entwickeln und an Werth täglich gewinnen. — Doch das Talent geht abwärts, hat keinen rechten Flügelschlag mehr, ich möchte sagen, es geht auf breiten banalen Füßen herum. In den wenigen Stunden, über die ich gebieten kann, habe ich versucht einen Blick in die gottesdienstlichen Handlungen der Juden zu thun, wozu mir die hiesige Synagoge, meine Bekanntschaft mit einem jüdischen Kaufmann und angeborene Liebhaberei Anlaß gab. Die Kenntniß des Hebräischen geht schon so weit verloren bei den Juden, daß ihre Gebetbücher gespalten deutsch und hebräisch gedruckt werden; obgleich sie Alle das Hebräische als Kirchensprache lernen, bleiben ihnen soviel Ausdrücke, besonders viel Nüancen fremd, daß sie der Erläuterung im Deutschen bedürfen. Ich wollte eben aus dem Munde eines ungelehrten Mannes erfahren, wie weit das rein religiöse Bewußtsein unter dem Volke Gottes noch klar ist, und wie das Dogma bei ihnen angesehen wird. Sie sind Juden mit Begeisterung, in so fern es sich um das eine majestätische Bekenntniß der Einheit und Ewigkeit Gottes handelt — und geht man mit Aufrichtigkeit und Consequenz in seinen Fragen zu Werke, so sieht man leicht, wie locker das ganze Gebäude der späteren Verordnungen und Gebräuche, um den mächtigen, göttlichen Stamm der 10 Gebote gelegt ist. Mit wahrhaft orientalischer Monotonie und Einfachheit der Linien gehen sie ausschließlich auf das commentirte Glaubensbekenntniß zurück, welches in den 10 Geboten liegt, und wiederholen es in ihren Gebeten und Ceremonien mit tausend Umschreibungen bis zur Ermüdung oder — bis zum Fanatismus. Groß, melancholisch, eintönig, bisweilen leidenschaftlich, intensiv inbrünstig klingt ihre ohne instrumentale Begleitung, rein vokale Kirchenmusik. — — — Ich könnte Ihnen Bogen schreiben über den Eindruck, den mir eine genauere Kenntniß jüdischer Gebräuche gemacht hat. — Wenn man doch mehr wüßte! Wie viel geht an Ignoranz zu Grunde! Wie edel, gerecht und milde würden unsere Urtheile, wenn wir recht wüßten! Darum ist ja die Liebe so hellsehend, weil sie gläubig ahnt, was Menschenwitz nicht erlernt!

Leben Sie wohl, schreiben Sie mir, wenn es Ihnen nicht zuviel Mühe macht. Meine Seele ist in diesen Tagen so traurig

gewesen, daß ich mir einbilde, es muß Jemandem, den ich liebe, ein Leid begegnet sein. Fehlt Ihnen etwas? Auf Wiedersehen im Herbst und bis dahin behüt' Sie Gott!

Zimmer Ihre

E. Nahden.

* * *

XXI.

Riga 1865, 26. März.

Zimmer mehr verzweifle ich Ihnen etwas Würdiges bieten zu können und Ihr letzter Brief hat mich erst recht den Abstand zwischen der Sie umgebenden Welt von Anregungen und der meinigen empfinden lassen. Mein Geschäft ist jetzt der Patriotismus, ein provinzieller Patriotismus und meine Passion war immer, auf der Menschheit Höhen zu stehen. Petersburg aber, insbesondere das Palais Michel, war der geeignetste Ort für eine kosmopolitisch ausschauende Sinnesweise. Nun, ich kann nicht mehr hinaus, ich werde meine Aufgabe mit Anstand zu Ende führen; ja ich denke sogar, ich werde sie um so besser erledigen, als ich bereit bin, vorkommenden Falls meine ganze Person einzusetzen. An meinem persönlichen Wohlergehen ist mir jetzt so wenig gelegen, und jährlich, ja monatlich fühle ich dieses Interesse noch immer schwächer werden. Es ist am Ende nichts Besonderes: ebenso geht es wohl mehr oder minder allen Menschen mit dem Fortschritt des Alters. Ohne ich doch dunkel, daß auch Sie innerlich sich nicht mehr glücklich fühlen, d. h. daß die Art Ihrer Thätigkeit Ihnen nicht mehr genügt!

Es soll eben alles ungenügend werden, damit die Sehnsucht nach dem Unendlichen das Ende unseres Trachtens sei. Es macht dabei keinen wesentlichen Unterschied, daß die Begriffsbestimmungen, in welche man das Unendliche zu fassen sucht, so verschieden seien wie z. B. bei Ihnen und bei mir, daß es Ihnen ein Persönliches ist, und mir die Persönlichkeit, die Sicheit gerade für etwas gilt, das nur im Bereich des Endlichen Raum hat. — Immerhin ergreift es mich jetzt, so oft ich an Sie denke, doppelt schmerzlich nicht mehr täglich Ihnen nahe zu sein. Ich bilde mir ein, daß ich Ihnen allmählich mehr als früher hätte werden können. Ich bin doch wie sonst in meinem Leben so auch in dem Petersburger Abschnitt des-

selben in vielen Dingen nicht entschieden genug gewesen; jetzt übersehe ich das mit vollkommener Klarheit und denke, daß ich jetzt in denselben Verhältnissen anders gehandelt haben würde. Das Schicksal hat mir eine andere Schule geben wollen.

Das soeben abgelegte Bekenntniß gilt in ganz vorzüglichem Maße von meiner gewesenen Stellung zu der Großfürstin, deren fortdauerndes menschlich-gütiges Andenken mich, so oft es mir bewiesen wird, mit innerer Freude erfüllt. Zwei solcher Zeichen sind mir vor Kurzem wieder zugegangen. Erstens, daß die Großfürstin meine Monatschrift express bei mir hat bestellen lassen. Dann Folgendes: Ich hatte keine Veranlassung mich dem neuen Generalgouverneur Gr. Schuwalow zu präsentieren und die allgemeine Vorstellungscour mitzumachen. In Mitau aber hat Graf Schuwalow dem trefflichen Herrn v. Bistram-Waddar bei der Vorstellung gesagt: Sie sind mir schon bekannt, — die Großfürstin Helene hat Sie mir empfohlen, — freilich erst in zweiter Reihe, in erster Berkholz. — — —

Ich machte natürlich später eine Visite beim Grafen. Das Werthvollste an dem Vorgang, oder vielmehr das einzig Werthvolle bleibt mir natürlich die Gesinnung der Großfürstin.

Ihr ewig ergebener

G. Berkholz.

XXII.

Ragatz, 12. (24.) August 1865.

Wie lieb und freundlich von Ihnen mir noch ein Mal zu schreiben, ehe ich abreiste! Doch denselben Gedanken habe ich auch gehabt und mein letzter Brief ist wohl schon längst in Ihren Händen. Freilich schuldete ich Ihnen seit Monaten eine Antwort, warum, wissen Sie jetzt auch. Hier in Ragatz überraschte mich Ihr Abschiedsgruß — in dem schönen, einsamen Ragatz. — Leider strömt der Regen täglich über unsere schuldigen Häupter wie eine zweite Sündfluth hernieder. — Das Gespenst der Langeweile schaut zu allen Thüren und Fenstern herein, nur eine fremde menschliche Seele besucht uns ab und zu, — sonst lauter Unbekannte, und die es auch bleiben sollen. — — — — „Wie der Hirsch nach frischem Wasser“ lechzt die ganze Gesellschaft nach Unterhaltung, nach neuen

Gefichtern, nach äußerer Anregung. Mir ist unheimlich dabei zu Muthe, weil ich mich halb verantwortlich für das Amüjement der Anderen fühle. Wie vor einem Räthsel stehe ich selbst vor der Anhänglichkeit, die ich für Nagaz hege. — — — — Ich habe so schwere Kämpfe und bittere Stunden hier durchgemacht — und wenn ich die alten, grauen Berge, den wilden Strom, die stillen Thäler auf's Neue sehe, jauchzt meine Seele, als fände sie einen bewährten Freund nach langem Entbehren wieder. Komme ich nach Riga, so ist es freilich noch anders, und besser und lieber. — — — — Ich freue mich schon jetzt auf die schönen Stunden. Den Bruder des Dr. Arneth haben wir hier gefunden — er erzählt interessant von seiner archivalischen Thätigkeit, von seinen bevorstehenden Publikationen. — Nächstens gedenkt er die Korrespondenz des Kaisers Joseph mit Maria Theresia und Leopold von Toskana herauszugeben¹⁾; höchst anziehend und merkwürdig sollen die Briefe über die russische Reise und die Kaiserin Katharina sein. Auch von Feuillet de Conches und Hunolstein²⁾ weiß er Manches zu berichten; die Verzweiflung des ersten dieser Herren über die von Arneth veröffentlichten Briefe der Marie Antoinette soll an's Komische streifen. — — —

Das politische Leben muß in Oesterreich sehr unbehaglich sein, — in diesem Augenblick macht die ungarische Wendung des Cabinets in den deutschen Provinzen böses Blut, — überdem zweifelt man stark an dem Talent der Machthaber. Schmerling ist beinahe spurlos verschollen in dem öffentlichen Bewußtsein; seine letzte Studentenrede empört die Vernünftigen und giebt der ganzen Welt den Maßstab seiner Eitelkeit. Brevern, der längere Zeit am Rhein zugebracht

1) Alfred Ritter v. Arneth, geb. 1819, Director des österreichischen Staatsarchivs und Präsident der Akademie der Wissenschaften in Wien, der hervorragendste österreichische Geschichtsforscher. Die Korrespondenz Maria Theresia's und Joseph's II. erschien 1867 in 3 Bänden, der Briefwechsel Joseph's II. mit Leopold von Toskana 1872 in 2 Bänden.

2) F. S. Feuillet de Conches, geb. 1798, unter Napoleon III, Hofceremonienmeister, veröffentlichte seit 1864 *Lettres et documents inédits de Louis XVI, Marie Antoinette et Elisabeth*, die von H. von Sybel und A. von Arneth als großen Theils gefälscht erwiesen wurden. — Der eifrige Sammler Graf Paul von Hunolstein hatte sich ebenfalls durch solche Fälschungen täuschen lassen.

hat, schreibt mir, mit Ausnahme der Journalisten, tadle man allgemein das Benehmen der Kammeropposition in Köln, — ja es befestigte sich immer mehr das Gefühl im Publikum, Bismarck sei der Mann der Situation und Preußens Größe besser von ihm als von doktrinären Advokaten gewahrt. Eulenburg, den ich in Berlin sah, war zuversichtlich und guter Dinge; der Augustenburger scheint definitiv an seiner eigenen Unbedachtsamkeit der gewaltigen Sachlage gegenüber gescheitert zu sein — trotz der mächtigen Protektion, die er in England und durch England bei der Kronprinzessin findet. Napier hat in Salzburg auch ein Wort mitgeredet, ich glaube ganz erfolglos. Unterdessen erschien Kaiser Napoleon plötzlich in der Schweiz, man behauptet, er habe wirklich Sehnsucht nach Arenenberg gehabt. Die guten Republikaner sind nicht wenig stolz auf den kaiserl. Besuch, es gehen eine Menge Erzählungen von der Leutseligkeit des Kaisers, von seinem freundlichen Erkennen alter Freunde um. Ein Thurgauer Bürger mit dem er sich in Arenenberg unterhielt, erinnerte ihn an seine Abreise im J. 1838 und an die damals gesprochenen Worte: „Je Vous quitte dans la douleur, mais je reviendrais dans la joie.“

Was Sie mir von den Zuständen bei uns mittheilen, interessiert mich sehr. — Wir haben hier einen Herrn v. Schoultz nebst Frau entdeckt, der Sie kennt und hochstellt.

Nun leben Sie wohl — ich werde eben zur Großfürstin gerufen. — Behüte Sie Gott!

Immer Ihre

E. Raden.

* * *

XXIII.

Karlsbad, 4. (16.) August 1866.

Da sind wir denn wieder in dem schönen, mir so lieben Karlsbad, dieses Mal in tiefer Einsamkeit. — Sehr wenig Badegäste haben es gewagt noch so spät eine Kur zu beginnen, die meisten Häuser sind geschlossen, auf der Wiese zählt man die Kaffeetrinker. — — —

Mir ist aufrichtig gesagt auch nicht geheuer zu Muthen — was soll daraus werden, wenn das letzte Echo der Berliner Tage verklungen ist? Diese Berliner Tage! —

Jede Stunde hätte ich für Sie photographiren mögen, äußerlich und innerlich, um Ihnen ein treues Bild zu geben von dem interessanten Schauspiel, das sich uns darbot.

Wie Menschen bei großen Schicksalen, gottgeweihten Boden unter den Füßen fühlen und demüthig die Schuhe ausziehen im Bewußtsein unverdienter Gnade, — so kommen mir die Preußen in diesem Augenblicke vor — von dem König, Bismarck und Moltke an, bis auf den Gardehauptmann Arnim, unsern Oranienbaumer Freund, der seine kranke Frau hier besucht. Eine Ahnung dieser Stimmung weht durch alle Kreise, am wenigsten natürlich durch die Abgeordnetengehirne, obgleich auch sie ohne Zweifel die Indemnität votiren und sich mit der Regierung ausöhnen werden. Das Volk steht wahrhaftig und einmüthig in Waffen. — Durch die allgemeine Wehrpflicht greift die Armee in's Herz der Nation; wir haben Frauen aus den höchsten Ständen und arme Handwerkerwitwen das Gleiche geantwortet. — „Die Armee ist ja unser, — wer von uns hat nicht Vater, Bruder, Sohn in ihren Reihen, — was sie trifft, trifft uns, ihr Ruhm ist unser Ruhm!“ So sehen Sie denn auch in der ganzen Monarchie ein weites Netz von Privat-hospitälern entstehen, freiwillig errichtet, mit Herzensfreude unterhalten, — das kleinste Städtchen bittet um Kranke und Verwundete, die es verpflegen möchte; außer den vortrefflichen Lazarethrichtungen der Krone, sind 30,000 Betten von Privatleuten der Regierung zur Verfügung gestellt. Das Centraldepot in Berlin, welches nur durch freiwillige Beiträge gebildet ist, enthält Massen von Gegenständen, die einen 2. Krieg versorgen dürften, unter Anderen Bettzeug und Kissen, Decken u. für 20,000 Betten, nachdem schon sämtliche Kranke und Verwundete versorgt sind — und an Geld ein baares Kapital von 200,000 Thalern!! Mütter, Schwestern, Frauen haben sich zu Hunderten gemeldet zur Krankenpflege, in Berlin sah ich ein Lazareth von der Frau des Kriegsministers geleitet und von Damen der großen Welt besorgt. Es enthielt 400 Kranke, meist Oesterreicher, — seit 3 Wochen versehen die Damen täglich den Dienst, nicht einen Aufsichtsdienst, sondern den wirklichen

schweren Dienst barmherziger Schwestern; — nur zur Nacht werden sie von barmherzigen Brüdern aus Köln (Alexianern) abgelöst. Mohrenheim sagte mir darüber halb bewundernd, halb unwillig: „C'est que ces gens là prennent tout au sérieux!“

Es ist wohl bitterer Ernst gewesen, der Bismarck in diesem Kriege Preußens Existenz auf's Spiel setzen ließ. — Drei Männer im Staate hatten sich darüber klar verständigt, die Uebrigen folgten der ungeheuren Energie ihres Willens: Bismarck, Roon und Moltke. — Der politische und strategische Gedanke, und die rastlose, gewissenhafte Vorbereitung zum Kampfe lagen in diesen drei Männern personificirt. Sie hätten die Minister der kleinen Staaten jetzt in Berlin sehen sollen, um Frieden bittend. Varnbüler, von der Pfordten, Bray, Dalwigk — und die getreuen Bundesfürsten, Oldenburg, Mecklenburg, Sachsen-Weimar und Meiningen! Roggenbach war auch da als Repräsentant einer Macht, und zwar nicht der geringsten. „Ein geistvoller Schwärmer“ sagt Bismarck von ihm. Roggenbach war ziemlich lange bei mir. — Er hat Süddeutschland definitiv den Rücken gekehrt in diesem Augenblick und erzählte mir, der Haß gegen Preußen sei so groß gewesen in allen Schichten der Bevölkerung, daß er förmlich einer thierischen Wuth ähnlich gesehen habe. Hier liegt wohl das instinktive Gefühl des Besiegtwerdens solcher Erscheinung zu Grunde, nicht nur des äußerlichen, materiellen Unterliegens, sondern das Bewußtsein der höheren Culturmacht und des politischen Fortschritts des Nordens. Diesen staatlichen Anschauungen gesellt sich noch der religiöse Antagonismus, der mit einem unglaublichen Fanatismus geschürt worden ist. Roggenbach meint, Oesterreich hätte, bis aufs Aeußerste gedrängt, in kleine Staaten zerfallen sollen, die deutschen Provinzen wären Entschädigungen für die entthronten Fürsten geworden, denn Oesterreich müsse, um zu wirklicher Cultur zu gelangen, die Periode der Kleinstaaterci durchmachen, während Norddeutschland diese Entwicklungsstufe vollkommen durchgelebt habe und sich nunmehr nothwendig zu einem kompakten Großstaate zusammenballen solle. Politische Rücksichten aller Art widerstreben diesem Ideale, vielleicht sind schon heute die Annexionen, die möglich waren, öffentlich ausgesprochen. Hannover, Kurfürstenthum Hessen, Nassau und kleine Grenzregulierungen, — die Getreuen schließen nur Militärconventionen ab — selbst die

diplomatische Spielerei soll ihnen bleiben. Die Annexionen geben natürlich zu schweren Familienscenen Anlaß, — man möchte wohl Alles haben, doch nicht aussehen als habe man es genommen. — Es giebt kein siegreiches Schlachtfeld ohne Todten, bemerkte ich neulich im Gespräch mit Bismarck. — „Freilich,“ erwiderte er, wandte sich dann lächelnd zu seiner Frau und sagte: „Die Fürsten scheinen beinahe zu glauben, daß man heirathen könnte, ohne eine Frau zu nehmen!“ Die gutmüthigste Heiterkeit beantwortete diesen Wit. — Wie habe ich mich überhaupt bei Bismarck amüsiert! Die Gräfin lud mich ein, nach der Soiree der Großfürstin um 11 Uhr zu ihr zu kommen. — Ich fand ein Duzend Herren, den eleganten, diplomatisch-aristokratischen Savigny, Eberhard Stolberg, Blankenburg, Keudel u. Bismarck erschien eine Viertelstunde später. — Butterbrod und ein Teller mit kaltem Fleisch standen auf dem Tische und, wie Frau von Bismarck selbst sagt: Bier ohne Ende. Als vollends die Cigarren angezündet wurden, nahm das Gespräch den lebendigsten Anstrich. — Wären Sie doch dabei gewesen! Es wird mir unvergeßlich bleiben aus Bismarck's eigenem Munde die kleinsten Details des Attentats gehört zu haben, und dann in großen Zügen die Schlacht von Königgrätz. Nach all den glänzenden Gefechten von Nachod, Skalitz, Münchengrätz, nach der mühsam gewonnenen Schlacht von Trautenau, nach dem Sturm von Gicin, kommt der König Abends 9 Uhr nach dieser letztgenannten Stadt, mit seinem Gefolge. — Es regnet in Strömen, die Quartiere sind schlecht, — den Truppen sind nach allen Anstrengungen zwei Rasttage versprochen. Moltke hat sich eben zu Bette gelegt, er sieht keiner entscheidenden Affaire in den nächsten 25 Stunden entgegen, — die Oesterreicher stehen in gewaltigen Positionen auf dem jenseitigen Ufer der Elbe, die Preußen müssen sie umgehen, weil sie eben zu stark sind um de front den Uebergang zu forciren. Es ist 11 Uhr, eine Patrouille und ein paar Espione kommen in Eile an und melden, daß die Oesterreicher über die Elbe gegangen sind und diesseits Position genommen haben. Bis jetzt ist diese Bewegung unerklärlich geblieben.

Moltke springt aus dem Bette: Hier müssen wir siegen! ruft er, wie von einer Erleuchtung durchzuckt, — stürzt zum König und läßt die Befehle zum Ausrücken der 3 Armeen unterschreiben. Um

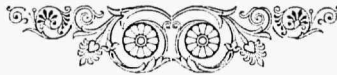
Mitternacht reiten die Adjutanten nach den verschiedenen Richtungen ab. Gf. Finkenstein legt in stockfinsterner Nacht 5 Meilen in $1\frac{1}{2}$ Stunden zurück. Er kommt glücklich in's Hauptquartier des Kronprinzen an. Um 2 Uhr werden die Truppen alarmirt — halb erschöpft treten sie den langen Marsch an, um 4 Uhr rücken sie aus, auf tief durchweichten Straßen. — Um 11 Uhr stößt die Garde zu dem fürchterlich bedrängten Centrum, die 1. Armee und die Elbarmee umschließen mit ehernen Armen die ganze österreichische Kriegsmacht und um 4 fängt die schreckliche Flucht an, über die Elbe weg, wo jede Beschreibung vor dem Gräuel des wüsten Rasens einer panischen Flucht erblaßt. So ging es fort in unerhörter Hast bis Pardubitz. Die Preußen verfolgten nicht weiter den fliehenden Feind, sie bivouakirten auf dem Schlachtfelde. Nach einem Ruhetag zogen auch sie nach Pardubitz; der General Mutius, der zuerst in die Stadt rückte, wohnte in dem Hause, wo Benedek die Nacht zugebracht hatte. Die Wirthsleute erzählten noch voll Angst, wie er mitten in der Nacht mit triefend durchnässten Kleidern, ohne Hut, angekommen sei und die ganze Nacht am Tische gefessen habe, stier vor sich hinblickend, den Kopf in die Hand gestützt. Der Erzherzog Ernst ist in die Elbe gestürzt auf der Flucht, und konnte sich nur mit Mühe retten. Ich hörte nimmer auf, wollte ich Ihnen als Gegensatz zu diesem Bilde heroische Züge aus der preussischen Armee erzählen. Eines steht für alle Zeiten fest: je intelligenter und gebildeter eine Armee, je tüchtiger ist sie im Felde, je freudiger erträgt sie alle Strapazen, je todesmuthiger ist sie. Graf Stolberg, der als Johanniter-Comthur sämtliche Kriegshospitäler unter seiner Direktion hatte und auf keinem Schlachtfelde fehlte, erzählt sehr hübsch, wie er auf dem Wege von Pardubitz und Lundenburg einigen preussischen Füsilieren begegnet, die zehn bis zwölf Ochsen in einem Städtchen requirirt haben und sie wohlgemuth in's Hauptquartier treiben. — eben wird Raß gemacht, die Ochsen grasen und einer von den Dreibern sitzt auf einem Stein und liest eine englische Zeitung, die er auch in der Stadt erbeutet. Stolberg redet ihn an und glaubt, er sei vielleicht ein Handlungsdiener. — „Verzeihen Sie, ich bin Privatdocent der Philosophie in Halle.“

Noch sind die bedeutendsten Schwierigkeiten zu überwinden, — der partikularistische Sinn der Deutschen wird sich scharf geltend

machen, — die Intriguen großer und kleiner Dynastien unaufhörlich wühlen. Ein Hauptkämpfer auf dem Gebiete der Amerixon ist mein unbekannter Freund Treitschke. Seine letzte Broschüre würde ich Ihnen gerne schicken, — sie ist scharf und schlagend wie Alles, was er schreibt, — aber beinahe scheint sie mir das Gepräge seines körperlichen Gebrechens an sich zu tragen, — sie ist einseitig wie das Werk eines Tauben. Der unglückliche junge Mann — er ist kaum 32 Jahre alt — ist so stocktaub, daß selbst ein Hörrohr ihm wenig hilft. Menschlicher Verkehr, lebendiger, warmer Austausch der Gedanken ist ihm verschlossen. — Er lebt mit Büchern und Zeitungen. Dabei soll er die gewinnendste Persönlichkeit haben, von Geist sprühen und hinreißend sprechen, — nur zuweilen die Worte falsch accentuiren, weil er die eigene Stimme nicht hört. Wie möchte ich rebellisch werden gegen solche Prüfungen! —

Wenn mein Brief durch die Lüfte ginge und direkt in Ihre Hand fiel, könnte ich Ihnen noch Manches erzählen von dem Manne an der Seine Strand, von Beweggründen und Resultaten u. s. w. Ich vergesse aber die Dinge nicht und spare sie mir auf den Winter auf zu unserer ersten Unterhaltung.

E. Rahden.





Baltische historische Litteratur.

Eine vollständige Aufzählung aller für die livländische Geschichte in Betracht kommenden litterarischen Erscheinungen bietet bekanntlich die von Dr. N. Bölschau jährlich herausgegebene Zusammenstellung „Die livländische Geschichtsliteratur“. Das letzte Heft für 1894 hat kürzlich die Presse verlassen¹⁾. Die hier folgende Uebersicht macht auf Vollständigkeit keinen Anspruch. In ihr soll nur über die wichtigeren Publikationen, welche dem Referenten zugänglich waren, berichtet werden.

Zunächst sei auf die periodischen Veröffentlichungen der historischen Gesellschaften hingewiesen. Die „Gesellschaft für Geschichte und Alterthumskunde der Ostseeprovinzen“ in Riga hat in diesem Jahre leider noch kein Heft ihrer „Mittheilungen“ erscheinen lassen. Wir sagen „leider“ im Hinblick auf die außerordentlich interessanten Themata, die den „Sitzungsberichten aus dem Jahre 1894“²⁾ zufolge für die nächsten Hefte der „Mittheilungen“ bestimmt sind. Ueber die wissenschaftliche Thätigkeit der Rigaschen historischen Gesellschaft orientirt in Kürze das den Sitzungsberichten wie stets beigefügte Verzeichniß der Vorträge und Zuschriften. Ein Theil derselben harret, wie gesagt, noch der Veröffentlichung in den „Mittheilungen“, einige sind bereits in eben diesen Sitzungs-

¹⁾ Riga. N. Kymmell 1895.

²⁾ Riga, 1895. 228 S.

berichten zum Abdruck gelangt. Besondere Beachtung verdienen das von Dr. F. Bienemann jun. herausgegebene Observationsjournal zur Belagerung Dorpats im J. 1704 vom Major von Brömßen, sowie der polnische Index schwedischer Anhänger in Livland vom Beginn des 17. Jahrhunderts, gleichfalls von Bienemann herausgegeben, dessen Einleitung und Anmerkungen von ebenso großem Fleiß wie eingehender Sachkenntniß Zeugniß geben. Die öffentliche Jahresversammlung der Gesellschaft am 6. December 1894 war zugleich dem Andenken Gustav Adolfs geweiht, und Dr. Bienemann hielt einen Vortrag über „Gustav Adolf und Livland“, der später in der Duna-Zeitung erschien und im Separatdrucke in den Buchhandel gelangte¹⁾. Bienemann hat für sein Thema auch bisher noch nicht verwerthetes archivalisches Material heranziehen können und zeigt, wie wichtig die Erwerbung Livlands für die spätere Politik des Königs war, ja wie sie die Voraussetzung für das Eingreifen in den großen deutschen Krieg bildete, andererseits aber auch, daß die Eroberung Rigas 1621 an sich über die Zugehörigkeit Livlands noch keineswegs entschied, sondern der Gedanke Livland wirklich zu behalten erst im Laufe der 20er Jahre mit voller Energie ergriffen wurde. Wie religiöse und politische Motive in unlösbarer Verbindung die Regierung des großen Königs überhaupt bestimmten, so ist es ihm auch Gewissenssache gewesen, das der polnisch-katholischen Tyrannei entrißene Livland „nicht wieder dem Joch des Antichristen unterwerfen zu lassen“. Unter den vielen Erscheinungen der Gustav-Adolf-Litteratur aus dem Jahr seines 300. Geburtstages darf diesem Vortrag besondere Beachtung gewünscht werden, weil er in großen Zügen Gesichtspunkte für die Beurtheilung von Gustav Adolfs Politik vor dem Zuge nach Deutschland zur Geltung bringt, die noch viel zu wenig in das historische Bewußtsein der Gebildeten eingedrungen sind. — Aus dem übrigen Inhalt der Sitzungsberichte ist noch besonders die durch A. v. Bulmerincq's „Ursprung der Stadtverfassung Rigas“ hervorgerufene Polemik zu erwähnen. Von allgemeinerem Interesse dürfte hier die Auseinandersetzung zwischen B. Hollander und dem Verfasser über die Politik Bischof Alberts dem Könige Waldemar II. von Dänemark gegenüber sein.

1) Riga, Müllersche Buchdruckerei. 1894. 26 S.

Die „estländische litterarische Gesellschaft“ in Reval hat einen neuen Band des „Archivs für die Geschichte Liv-, Est- und Kurlands“ erscheinen lassen. Während die 1. Folge des Archivs Publikationen verschiedenen Inhalts ähnlich den „Mittheilungen a. d. livl. Gesch.“, die 2. Folge die Quellen zur Gesch. des Untergangs livländischer Selbständigkeit brachte, sind in der 3. Folge bisher Reval'sche Stadtbücher erschienen. Der vorliegende IV. Band der 3. Folge¹⁾ enthält die von Gotthard v. Hansen bearbeiteten Regesten aus zwei Missivbüchern des XVI. Jahrhunderts im Revaler Stadt-Archiv. Das erste dieser Bücher umfaßt die Jahre 1514—1529, das andere d. J. 1536—1568. Die Original-Ausschriften der beiden Bände charakterisiren deren Inhalt als „Sendebriefe“ vornehmlich an Fürsten, Prälaten und deren Amtsleute. Die Briefe sind sowohl an einheimische Große wie an Ausländer gerichtet. Besonders lebhaft war der Verkehr mit Schweden und Dänemark entwickelt, wenn aus den zahlreichen dorthin gesandten Schreiben des Reval'schen Rath's dieser Schluß gezogen werden darf. Interessant ist es, daß noch lange vor den Umwälzungen d. J. 1560/61, welche Estland und Desel unter schwedische und dänische Botmäßigkeit brachten, schon 1514 Schweden und Dänen einen so erheblichen Bestandtheil der städtischen Bevölkerung in Reval ausmachten, daß der Rath diese Thatsache nicht ohne ernstliche Besorgniß betrachtete. In einem Briefe an den Hochmeister, der sich auf den nie endenwollenden Streit über die Aufnahme entlaufener Bauern in die Stadt bezieht, droht nämlich der Rath, Fremde undeutscher Nation zur Erhaltung der Stadt heranzuziehen, wenn der Stadt Reval die Aufnahme von Bauern verwehrt werde. Sei doch schon jetzt von den städtischen Leuten, Knechten und Mägden der dritte Mensch Schwede oder Däne. — Der Inhalt der Missive ist ein überaus mannigfaltiger; bald bilden die Interessen der Stadt, bald die einzelnen Bürger den Gegenstand der Verhandlungen. Auch Angelegenheiten der Reformation, die Streitigkeiten mit der Ritterschaft wegen der Nonnenheirathen und andere Zeitfragen werden berührt. In der Hauptsache handelt es sich also um Fragen der städtischen Verwaltung. Das letzte Jahr-

1) Reval, N. Kluge 1895. 162 S.

zehnt des Zerfalls der alten Ordnungen weist entsprechend der erhöhten politischen Thätigkeit und Bedeutung des Revalschen Rathes auch viele Schreiben rein politischen Inhalts auf. Der Herausgeber hat den Inhalt in meist kurzen Regesten mit möglichster Anlehnung an die alte Construction und Ausdrucksweise wiedergegeben. Den Schluß bilden Personen-, Orts- und Sachregister.

In der kurländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst, die soeben ihre Sitzungsberichte aus dem Jahr 1894¹⁾ veröffentlicht hat, sind auch im Berichtsjahre eine Menge kleiner Beiträge zur Geschichte Kurlands geliefert worden. Neben Mittheilungen geringfügigen Inhalts, herzoglichen Briefen, Verordnungen und ähnlichen, finden sich auch einige Stücke von größerem Umfang, die meist der Stammbuch- oder Memoirenlitteratur angehören. So veröffentlichte Dr. G. Otto ein Manuale des Bauskeschen Propstes Joachim Arnoldi über seine Amtshandlungen als Propst. Es umfaßt freilich nur zwei Jahre (1638—1640), enthält aber manche sitten- und kulturgeschichtlich interessante Notizen. H. Diederichs veröffentlicht Wilhelm Friedrich von der Brinckens Notata zur liefländischen und kurländischen Historia 1601—1735, die allerdings nur sehr geringe historische Ausbeute gewähren; seine aphoristischen Notizen behandeln mit Vorliebe Witterungserscheinungen und andere Landescalamitäten. Sehr amüsan ist dagegen das gleichfalls von Diederichs mitgetheilte umfangreiche Verzeichniß der dem Herzoge Jakob gehörenden Bücher von 1656 und den folgenden Jahren. Wie der Herausgeber erfährt, ist Jakobs Büchersammlung von seinem verschwenderischen Nachfolger beträchtlich erweitert worden; doch wurde sie im Nordischen Kriege 1701 nach Riga verschleppt. 1710 ordnete Herzog Friedrich Wilhelm ihre Rückführung nach Mitau an. Dann verschwindet jede Spur von ihr. Möglicherweise ist sie 1714 nach Petersburg gebracht worden und bildet dort einen der ältesten Bestandtheile der Bibliothek der Akademie. — Erwähnt mag noch die von L. Arbusow mitgetheilte detailirte Reiserrechnung der Herzogin Elisabeth Magdalena von Kurland werden, die 1625 ihre pommerische Heimath besuchte und auf Hin- und

¹⁾ Mitau, Steffenhagen u. Sohn 1895. 166 S.

Rückreise gegen 9000 polnische Gulden oder 3600 Rthlr. verausgabte. Dem mit den Sitzungsberichten verbundenen Jahresbericht des furländischen Provinzialmuseums ist ein warmherziger Aufruf zu Beiträgen für die Errichtung eines neuen Museumsbaues in Mitau hinzugefügt. Wir entnehmen demselben, daß der furländische Kreditverein der Gesellschaft das alte Theatergebäude mit dem dazu gehörigen Platz zum Geschenk dargebracht hat und daß bereits ein allen Anforderungen entsprechender Plan von der Hand Dr. W. Neumann's vorliegt. Der guten Sache mag der Hinweis auf den Aufruf auch an dieser Stelle dienen.

Auch die bei der furländischen Gesellschaft für Litteratur und Kunst vor zwei Jahren begründete Sektion für Genealogie, Heraldik und Sphragistik hat ein neues Jahrbuch (für 1894)¹⁾ herausgegeben. Wie das erste Jahrbuch erfreut sich auch dieses einer außerordentlich vornehmen und gefälligen Ausstattung. Einen besonderen Schmuck bilden die drei Lichtdruckbilder. Das eine stellt das im furl. Provinzialmuseum aufbewahrte Delbild: Stammtafel des Hauses Kettler in Kurland mit den Portraits der Herzoge und Herzoginnen dar. Die eingehende Untersuchung Arbusow's über die Bildnisse der Herzoge und Herzoginnen aus dem Kettlerschen Hause giebt nicht nur eine Beurtheilung dieses 1771 angefertigten Gemäldes, sondern auch eine kritische Uebersicht des für das furländische Herzogshaus überhaupt vorhandenen Portraitmaterials. — Der 2. Lichtdruck zeigt die Motivtafel des Johann von Plater in der Kirche zu Würzau (von 1641). Ueber sie und die Person des Stifters handelt Frh. A. von Rahden. Einen merkwürdigen Schrank nebst Ahnenwappen der Elisabeth v. Rappe, geb. v. Korff (17. Jahrh.), dessen Abbildung in Lichtdruck gleichfalls beigelegt ist, beschreibt E. v. Fircks. Aus dem übrigen für die Familiengeschichte werthvollen und reichhaltigen Inhalte mögen noch der Schluß der Arbeit von E. v. Fircks über die Bühnen in Kurland und die aus den älteren Jahrgängen der Mitauschen Zeitung und des Intelligenzblattes von A. v. Rahden gesammelten und zusammengestellten Genealogischen Kollektionen erwähnt werden,

¹⁾ Mitau, Steffenhagen u. Sohn 1895. 4°. 176 S.

welche Nachrichten über 2051 Personen aus der Zeit von 1766—1833 bringen. Durchweg zeugt das Jahrbuch von dem regen familien-geschichtlichen Eifer, dem die Sektion ihre Entstehung verdankt. Die Mitgliederzahl des noch jungen Zweigvereins ist 1894 auf 107 gestiegen.

Die Sitzungsberichte der Gelehrten Ehstnischen Gesellschaft 1894¹⁾ enthalten viele Mittheilungen über Gräberfunde und Alterthümer, an eigentlich historischem Material aber nur einen Hinweis von Professor Hausmann auf die „Acten des Kammerkontors und Justiz-Collegiums livländischer und ehstländischer Sachen“ im Archiv des Justiz-Ministeriums zu Moskau.

Dagegen ist dieses Mal einer Zeitschrift eingehender zu gedenken, welche für gewöhnlich der baltischen historischen Litteratur fern steht. Der 3. Band der von den Professoren J. Engelmann, C. Erdmann und W. v. Rohland trefflich redigirten „Dorpater Juristischen Studien“²⁾ bringt ein Werk, dessen Erscheinen von vielen mit Freuden begrüßt worden sein wird. Rechtsgeschichte Liv-, Ehst- und Kurlands von Professor Dr. Oswald Schmidt. Aus dem Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Eugen von Rottbeck³⁾. Es ist das Collegienheft Schmidt's, mit dessen authentischer Wiedergabe nicht nur seinen zahlreichen Schülern eine werthvolle Gabe geboten wird. Mit Recht hebt der Herausgeber in den einleitenden Worten hervor, daß es sich darum gehandelt habe, ein in seiner Art einziges Werk, welches leicht das einzige bleiben kann, der Vergessenheit zu entreißen. „Eine provinzielle Rechtsgeschichte ist bisher nicht im Druck erschienen und bei gegenwärtigen Zeitumständen ist wenig Aussicht dafür vorhanden, daß dieselbe noch eine weitere Bearbeitung finden wird.“ Man wird daher dem verdienten Herausgeber aufrichtig

1) Jurjew, C. Mattiesen 1895. 230 S.

2) Fortsetzung der früher von der juristischen Fakultät der Universität Dorpat herausgegebenen „Zeitschrift für Rechtswissenschaft“. Die im Vergleich zu unseren historischen Publikationen hinsichtlich der Actualität wichtigeren „Juristischen Studien“ sollen in Zukunft auch regelmäßig an dieser Stelle angezeigt oder besprochen werden. D. Red.

3) Unter diesem Titel auch separat im Buchhandel erschienen. Jurjew, Karow, 1895.

danken müssen, daß er sich der keineswegs mühelosen Arbeit unterzogen hat, das Manuscript seines verstorbenen akademischen Lehrers für die Drucklegung zu emendiren und zu ergänzen. Der Text rührt bis auf das die russische Justizreform behandelnde Schlußkapitel von Schmidt her; die Hinzufügungen des Herausgebers zu den Anmerkungen sind durch den Buchstaben N. gekennzeichnet. Mit dem Sach- und Namenregister umfaßt das Werk 331 Octavseiten und behandelt auf diesem Raume in gedrängter Kürze die Verfassungsgeschichte, die Geschichte der Rechtsquellen wie die der Rechtsinstitute. Eine das ganze Gebiet umfassende rechtsgeschichtliche Uebersicht boten bisher nur die bezüglichen Abschnitte der 1857/58 erschienenen Richter'schen Geschichte der Ostseeprovinzen. Eine Geschichte der Rechtsquellen hatte Bunge 1849 geliefert. Aber schon das Alter der genannten Schriften zeigt, wie wenig sie den heutigen Bedürfnissen genügen können und wie erwünscht das Erscheinen des Schmidt'schen Buches ist, welches die Darstellung der rechtsgeschichtlichen Entwicklung bis in die letzten Jahre der Gegenwart fortführt und dem heutigen Stande der provinziellen rechtsgeschichtlichen Wissenschaft entspricht. Ein akademisches Kolleg will in das Studium einführen, kann aber nicht eine allseitige, erschöpfende Begründung der vorgetragenen Ansichten bieten. Das ist auch bei diesem Buche zu berücksichtigen, wenn Schmidt's Ansichten nicht durchweg allseitige Zustimmung finden können. Auch der Herausgeber hat ausdrücklich bemerkt, daß die Ansichten des Autors sich nicht überall mit den seinigen decken. Mancher mag auch bedauern, daß dieser oder jener Abschnitt nicht etwas ausführlicher behandelt worden ist. Der gebotenen vollständigen Uebersicht wird doch ein jeder sich freuen dürfen, und wo in historisch interessirten Kreisen das Bedürfniß nach Erkenntniß der Entwicklung unserer Rechtsverhältnisse vorhanden ist, da wird man zur Orientirung nach diesem werthvollen Handbuch der Rechtsgeschichte greifen.

Von den selbständig erschienenen Schriften ist G. Seraphim's Geschichte Liv-, Est- und Kurland in dieser Zeitschrift bereits eingehend besprochen worden. Ueber G. Mettig's in Lieferungen erscheinende Geschichte Rigas soll erst referirt werden, wenn das ganze Werk fertig vorliegt.

Eine Episode aus dem 30jährigen Krieg, deren Schauplatz Livland wurde, behandelt N. Seraphim in einer Königsberger Dissertation¹⁾. Im J. 1639 unternahm der kaiserliche Oberst Both, ein aus Mecklenburg stammender Abenteurer, den die Wechselfälle des großen Krieges schon viel umhergeworfen hatten, mit mehreren hundert Mann einen Einfall in Livland, der aber so kopflos in Scene gesetzt wurde, daß er völlig mißglückte. Bei Jungfernhof unweit Römershof wurde Boths schlecht bewaffnetes Häuflein von den Schweden aufgerieben. Unsere heimischen Chronisten berichten über dieses merkwürdige Ereigniß sehr wenig und man war daher bis in die jüngste Zeit hinein über den Both'schen Einfall und seinen Zusammenhang mit der allgemeinen Politik ganz im Unklaren. Erst in neuerer Zeit hat man überhaupt angefangen dem letzten Drittel des 30jährigen Krieges eingehendere Aufmerksamkeit zu schenken, während bisher die an erschütternden Katastrophen und gewaltigen Persönlichkeiten überreiche Zeit bis zum Prager Frieden von 1635 alles Interesse in Anspruch nahm. Gestützt auf neuere Urkundenpublikationen und eigene archivalische Forschungen konnte Seraphim Licht in das Dunkel der Both'schen Affaire bringen. Er zeigt, daß der Einfall in erster Linie ein Werk der brandenburgischen Politik war. Der Kurfürst Georg Wilhelm wollte durch eine Diversion in Livland die Schweden von seinen Landen ablenken und sich den Besitz Pommerns sichern. Der Kaiser war diesem Plane geneigt, beschränkte aber seine Mitwirkung auf die Ernennung Both's zum „kaiserlichen Generalkommandanten und Executor über die Impressa gegen Livland“. Die uns noch besonders interessirenden kriegerischen Vorgänge in Livland und Kurland hat der Verfasser noch nicht in der Ausführlichkeit erzählt, welche sein Quellenmaterial ermöglicht, sondern sich vorbehalten in einer unserer Zeitschriften auf dieses Thema zurückzukommen.

Ein Kapitel aus der livländischen Verfassungsgeschichte behandelt die Berliner Dissertation von Dr. Ernst Dragendorff²⁾. Sie ist

¹⁾ Des Obersten Both Anschlag auf Livland (1639) und sein Zusammenhang mit der allgemeinen Politik der Zeit. Ein Beitrag zur Geschichte Kurfürst Georg Wilhelm's von Brandenburg. Königsberg i. Pr., 1895. 123 S.

²⁾ Ueber die Beamten des deutschen Ordens in Livland während des XIII. Jahrhunderts. Berlin 1894. 97 S.

bereits im Sommer 1894 erschienen, doch mag der Bericht über sie hier nachgeholt werden. — Das verfassungsmäßige Verhältniß der Ordensbeamten zu einander, die Abgrenzung ihrer Kompetenzen und ihre thatsächliche Wirksamkeit waren bisher noch nicht speciell erörtert worden. Die mit großem Fleiß und eindringender Kritik geführte Untersuchung des Verfassers gelangt zu einer Reihe greifbarer Ergebnisse. Freilich lag eine sachlich begründete Nothwendigkeit die Untersuchung auf das 13. Jahrhundert zu beschränken nicht vor; vielleicht wären die Ergebnisse auch für das 13. Jahrh. noch reicher gewesen, wenn der Verfasser einen größeren Zeitraum derselben Behandlung unterzogen hätte. Die Erkenntniß der verfassungsrechtlichen Verhältnisse des Mittelalters muß nur zu oft mehr aus einzelnen Vorkommnissen als aus formulirten Gesetzen und Statuten herausgeschält werden. Für die Thätigkeit einzelner Ordensbeamten in Livland ist aber das Material in der vom Verfasser gewählten Zeit so dürftig, daß sich nur aus der späteren Geschichte weitere Aufschlüsse erwarten lassen. Es wäre daher recht dankenswerth, wenn der Verfasser dieselbe gewissenhafte Prüfung auch an die spätere Zeit legen und durch deren Ergebnisse die Feststellungen für das 13. Jahrhundert ergänzen und erweitern wollte. Wie schwierig derartige Untersuchungen häufig sind, geht schon aus dem Umstande hervor, daß die Bedeutung einzelner Aemter, z. B. die des livländischen Landmarschalls, nur aus Analogien mit der Organisation der Großämter des deutschen Ordens, hier des Großmarschalls, wahrscheinlich gemacht werden kann, worauf dann geprüft werden muß, ob die spärlichen Erwähnungen in den Quellen die auf diesem Wege angestellten Ermittlungen bestätigen oder ihnen wenigstens nicht widersprechen. Eines der wichtigsten Ergebnisse der Dragendorff'schen Arbeit ist die Präcisirung der Begriffe „Komtur“ und „Vogt“. Gerade hier verspricht aber die Fortsetzung der Untersuchung für die folgende Zeit einen reichen Ertrag.

Als wissenschaftliche Leistung von hervorragendem Werthe darf die von dem Ritterschaftsbibliothekar Karl von Lövis of Menar veröffentlichte historische Karte von Livland ¹⁾ bezeichnet werden,

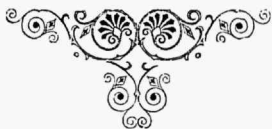
¹⁾ Livland im Mittelalter. Eine kartographische Darstellung von Karl von Lövis of Menar. Mit einem Heft Erläuterungen. Reval, Franz Kluge 1895. Maßstab 1 : 1000000.

die erste, welche auf vollkommen gesicherter Grundlage, eine Frucht mühsamster Urkundenforschung, die Grenzen der altlivländischen Territorien in einem anschaulichen Bilde vor Augen führt. Es hat zwar schon historische Karten gegeben, die großen Atlanten von Spruner-Ménke und Droysen boten auch Karten von Livland. Aber sie waren in sehr kleinem Maßstabe ausgeführt und wurden durch grobe Fehler entstellt, sodaß sie von den Verhältnissen der Territorien zu einander falsche Vorstellungen erweckten. Lövis ist aber bei der Herstellung seiner Karte von Urkunden ausgegangen, welche den Grundbesitz nachweisen; außer den gedruckten Urkundenwerken stand ihm für diesen Zweck die vom Ritterschaftssecretair Baron Brüningf angelegte Sammlung von 2000 Privaturfunden zur Verfügung, welche demnächst auch veröffentlicht werden soll. Indem nun Ort für Ort als zum Territorium eines bestimmten Landesherrn gehörig festgestellt wurde, ergaben sich allmählich die inneren Grenzen der Territorien von selbst. Etwas anders gestaltete sich das Verfahren für die Feststellung der äußeren Landesgrenzen. Aber auch sie konnten im Wesentlichen genau bestimmt und auf der Karte angegeben werden. Wo absolute Gewißheit nicht zu erzielen war, ist es in den beigegebenen Erläuterungen genau vermerkt worden. Will man die Schwierigkeiten einer solchen Arbeit voll ermessen, so muß man bedenken, daß eine historische Karte doch immer nur die Grenzen zu einem bestimmten Zeitpunkt festhält, daß aber die Nachrichten über die einzelnen Ortschaften und über die äußeren Grenzen sehr verschiedenen Zeiten angehören. Um daher ein für eine bestimmte Zeit richtiges Kartenbild zu entwerfen, und alle Nachrichten soweit es möglich ist, für diese Zeit zu verwerthen, hat ein scharfsinnige vergleichende und kombinirende Thätigkeit einzutreten, welche sowohl die Lücken wie die Ungleichartigkeit des Quellenmaterials überbrücken muß. Der Zeitpunkt, für welchen die Lövis'sche Karte zu gelten hat, ist das Ende der Selbstständigkeit Altlivlands, also die Mitte des 16. Jahrhunderts. — Es gehört eine gewisse Uebung dazu, sich durch Karten, modern geographische oder historische, belehren zu lassen. Wer sich aber in das Studium einer solchen Karte, oder noch besser mehrerer mit einander zu vergleichenden vertieft, ist immer erstaunt, wieviel sich aus ihnen ablesen läßt, wieviel neue Gesichtspunkte sich aus ihrer Betrachtung erschließen und wie manche

theoretisch erfaßte Wahrheit nun erst durch die Anschauung eine faßbare Gestalt, eine eigenthümliche Färbung erhält. Gleich beim ersten Blick auf die in Rede stehende Karte überzeugt man sich von der imposanten Macht, welche das Ordens-Territorium gegenüber den vereinzeltten Besitzungen der Bischöfe darstellt. Nur der Bischof von Dorpat verfügte noch über ein geographisch geschlossenes Gebiet. Die Länder der anderen Landesherren waren durchsetzt von Ordensgebieten und zerfielen in 2 oder 3 Stücke. So war die militärische Beherrschung Livlands durch den Orden gesichert, die mit als eine Folge der geographischen Verhältnisse verstanden werden muß. Der zu Zeiten hervorbrechende wüthende Haß der Bewohner Rigas gegen den Orden erfährt eine anschauliche Begründung, wenn man sieht, mit welcher Berechnung und wie klug es der Orden verstanden hat, das städtische Patrimonialgebiet vom Meere fernzuhalten und wie er alle in's Innere Livlands führenden Straßen beherrschte. Die Dünamündung und der schmale Streifen zwischen dem Meer und der kurischen Na, auf dem heute die bekannten Rigaschen Strandorte sich ausdehnen, gehörten zum Ordensgebiet. Kurland mit Ausnahme von Wilten und die ganze große kompakte Landmasse im Norden und Osten des Wirzjerwsees bis auf die nordwestliche Küste, die dem Bischof von Desel-Wiel gehörte, bildeten den Hauptbestandtheil des Ordenslandes. Angesichts dieser Thatfachen, darf es wohl eher räthselhaft erscheinen, daß der Kampf um die Hegemonie so lange währte und die Superiorität des Ordens nicht schon viel früher zu bedingungsloser Anerkennung gelangte. — In die Grenzen der einzelnen Territorien hat der Verfasser nur Namen von solchen Ortschaften eingetragen, deren Vorkommen im Mittelalter quellenmäßig zu belegen ist. Doch war es bei dem verhältnißmäßig geringen Umfange einer Karte im Maßstabe von 1:1000000 nicht möglich alle im Mittelalter nachweisbaren Ortschaften anzugeben, sodaß eine Auswahl getroffen werden mußte. Die Intensität der Besiedelung läßt sich also aus der Karte nicht ablesen. Doch bieten die Bemerkungen und ziffermäßigen Zusammenstellungen in den „Erläuterungen“ in mancher Hinsicht einen Ersatz dafür. Sehr merkwürdig ist doch, daß Kurland und Semgallen so sehr viel weniger Namen von Ortschaften aufweisen, als die übrigen Landestheile, und daß für dieses ganze große Gebiet nur 28 mittelalterliche Landkirchen

und Kapellen ermittelt worden sind, während sich für das kleinere, unfruchtbarere und, wenigstens heute, dünner bevölkerte Ehstland 45, für Livland 79 und die Insel Deseel 10 ergeben. Noch so manche andere Frage ließe sich im Anschluß an die Lövis'sche Karte aufwerfen. Der Rahmen dieser Litteraturübersicht zwingt zur Beschränkung auf das Erwähnte. — Zum Schluß soll der vom Referenten schon an anderer Stelle ausgesprochenen Hoffnung auch hier Ausdruck gegeben werden, daß der Verfasser uns auch einmal eine Karte mit genauen Abgrenzungen die Diözesen, d. h. die bischöflichen Amtsgebiete, im Unterschiede von den bischöflichen Herrschaftsgebieten, den Stiften, schenken möge. Die rüstig fortschreitende Urkundenpublikation in unseren Landen wird wohl auch solches Material zu Tage fördern, das sich in dieser Richtung verwerthen läßt.

Dr. H. Bergengrün.





Politische Korrespondenz.

Den 24/12. November 1895.

Mit jeder Woche, um welche die **Unruhen im osmanischen Reiche** weiter andauerten, concentrirte sich auf diese Vorgänge immer mehr das politische Interesse. Kaum ein Monat war verfloßen, seit Said-Pascha das Besirat dem Kiamil-Pascha einräumen mußte, und schon ist auch dieser wieder dem Halil-Nisfaat-Pascha gewichen, dessen Stellung indessen ebenso unsicher zu sein scheint als die seiner Vorgänger. Immer hastiger folgen einander die Minister in den rathlosen Händen des Sultan's, der Niemandem traut, Alle fürchtet, und doch in sich selbst nicht die Kraft fühlt, Alles an Alles zu setzen. Und so oft auch in diesem Jahrhundert der Fortbestand des türkischen Reiches in Frage stand, so ist die Gefahr einer ungünstigen Lösung niemals stärker als heute durch die innere Zersetzung des Staates gemehrt worden. Blicken wir um bald zwei Jahrzehnte zurück auf den Augenblick, da Bosnien und Herzegowina aufgestanden, Abdul-Niziz abgesetzt und ermordert, dann Murad V. abgesetzt und eingesperrt waren und des letzteren Bruder als Abdul-Hamid II. auf den Thron stieg. Der Aufstand war auf einen kleinen Theil des Reiches beschränkt, leicht hätte die türkische Kriegsmacht ihn bewältigt ohne das Eingreifen europäischer Gewalten. Erst waren es Rußland, Deutschland und Oesterreich, die in traditioneller Weise vom Sultan verlangten, daß er bei sich Ordnung halten solle nicht nach türkischer, sondern nach abendländischer Weise. Das hat der Türke niemals vermocht und wird es Zeit seines Lebens nicht vermögen, und so schritt denn Rußland ein und rettete die Serben von dem wahrscheinlich harten Geschick, das ihnen drohte. Dann kam die Konferenz der Vertreter aller Großmächte in Konstantinopel, das große Kesseltreiben, vor dem die Hohe Pforte, wieder zu altbewährten Mitteln greifend, schleunig das Feuerwerk einer Verfassung für das osmanische Reich

abbrannte, in der die Rechtsgleichheit von Christ und Türke festgelegt wurde. Die Mächte wünschten nun wohl auch einige Sicherheiten für die Ausführung dieser Verfassung, aber da die Hohe Pforte davon nichts hören wollte, so verließen die Diplomaten Konstantinopel, und die Konferenz hatte nur erreicht, daß die christliche Bevölkerung der Türkei in dem Glauben an europäischen Rückhalt bestärkt wurde, ohne daß Europa ernstlich geneigt gewesen wäre, reellen Rückhalt zu bieten. Ohne die bulgarischen Greuel vom Juli 1876 wäre es dem englischen Kabinet schwer geworden, ruhig zuzuschauen, als Rußland ein Jahr später auf eigene Faust für die gefährdeten Balkanchristen einsprang. — Vergleicht man nun den damaligen Gang der Dinge mit den gegenwärtigen Erlebnissen, so zeigt sich in der Haltung der Pforte ein nicht zu verkennender Parallelismus. In Saffon, im fernen Armenien, bricht ein wahrscheinlich mehr von politischen Verschwörern als von der türkischen Grausamkeit angefachter Aufstand aus, in dem viel Hunderte von Armeniern umkommen. Wie immer beginnt die Therapie der Pforte damit, möglichst wenig effektiv zu handeln, dafür aber möglichst viel zu verheimlichen und zu verwischen. Dann kommt eine zweite Auflage des „Berliner Memorandum“ von 1876, nur daß jetzt an der Stelle der beiden deutschen Mächte neben Rußland die beiden Westmächte stehen. Der „armenische Dreibund,“ von der Pforte mit Versprechungen, Ausflüchten, Lügen hingehalten, strengt sich an, des bösen Willens der Pforte Herr zu werden, sie zu positiven Reformen zu nöthigen, und die diplomatische Welt Europa's verbeißt sich immer heftiger in diese Lockspeiße legislativer Heilkräfte, obwohl es ihr doch an Erfahrung in dieser Richtung gewiß nicht gebricht. Der Hatt von Gulhane vom J. 1839, der Hatt Humajum von 1856, endlich die famose Verfassung von 1876, sie wurden alle feierlich verkündet und gegeben, aber gegeben nicht denen, an welche sich ihr Inhalt wandte, nicht den christlichen und nichtchristlichen Unterthanen des Padiſchah, sondern — den europäischen Mächten, die diese Papiere forderten. Papier, geduldiges Papier für die türkischen Völker — und nebenhin fette Bissen für die Mächte. Auf dem Papier verhiess in dem Juni-Vertrage von 1877 England der Pforte den Schutz Kleinasien's gegen russische Eroberungen, und ließ sich versprechen Reformen für diese Länder, auf dem Papier des Berliner Vertrages verhiess die Pforte die Rechtsgleichheit allen Konfessionen der Türkei. So war für die christlichen Balkanvölker durch einen blutigen Krieg wirkliche Freiheit errungen worden, für die Uebrigen aber diesseits wie jenseits des Hellespont war trefflich mit Papier gesorgt, und für diese gemeinnützige Handlung belohnte man sich denn mit Bosnien Herzegowina, Bessarabien, Batum, Cypren, Tunis, Aegypten, wobei Rußland sich wenigstens auf sein gutes Recht und Verdienst, die Andern aber auf wenig mehr als Ausbeutung der Noth des Padiſchah berufen konnten.

Endlich einigt sich nun auch jetzt wieder das europäische Konzert und fordert, 6 Botschafter im Gänsegang durch die Hohe Pforte sendend,

das unumgängliche Papier. Und wirklich, der Sultan unterschreibt es, aber nicht einmal als einen Hatt mit der Heiligkeit des Gesetzes, sondern bloß als Trade von zweifelhafter Kraft, noch dazu in doppeltem Text, einen für die 6 Mächte mit der Verheißung schönster Reformen für die Armenier, den andern für seine Unterthanen mit der von ehemals bekannten Verheißung allgemeiner Reformen für das gesammte Reich. Was ist damit gewonnen? Sehr wenig, auch nachdem um die Mitte des November die Uebervachungskommission mit Schakir-Pascha an der Spitze niedergelegt worden ist, welche laut diesem Hatt eine Garantie für die Ausführung der Reformen gewähren soll. Denn eben auf die Ausführung, nicht auf das Versprechen kommt Alles an. Und niemals hat die Pforte unter ungünstigeren Umständen als gegenwärtig sich zur Ausführung ihrer verheißenen Reformen verpflichtet. Sowohl 1839 als 1856 als 1876 fiel die Verheißung zusammen mit lokalen Unruhen oder mit dem Abschluß von Aufständen; aber seit jenen Zeiten hat auch in der Türkei der erleichterte Verkehr in den Provinzen das Bewußtsein der Stämme gestärkt und die Ziele klarer und schärfer werden lassen. Vor Allem bei den überall verstreuten Armeniern mit ihren auswärtigen Beziehungen, ihrer inneren Organisation, ihren Geldmitteln. Seit sie sich erhoben, haben sie stets als nächstes Ziel die Einnischung europäischer Mächte erkennen lassen. Rücksichtslos fordern sie immer wieder Regierung und Moslem zum Kampf heraus auch, wo die Aussicht auf Sieg ihnen nicht winkt; sie opfern Tausende der Ihren hin, um endlich Europa zum Einschreiten zu bewegen, vornehmlich England, dessen Volk stets bereit war, sich über türkische Greuel zu entrüsten. Seit Wochen flammt der Aufstand bald hier bald da auf, und eine Folge davon ist, daß nicht bloß Armenier, Kurden, Drusen, Maroniten, Araber unruhig werden, sondern auch die Griechen, die Bulgaren, die Serben sich die Frage vorlegen, was sie zu thun hätten, wenn es zum Sturz der türkischen Herrschaft käme, und ob sie für diesen Fall gerüstet seien. Nun ist kaum daran zu zweifeln, daß die Türken allen inneren Aufständen militärisch gewachsen wären, wenn der Sultan frei über die muhamedanische Macht verfügen dürfte und wenn er dazu ausreichende Geldmittel hätte. Der Türke ist auch heute noch der edelste, tapferste und verlässlichste Stamm des osmanischen Reiches und einer der besten Soldaten der Welt. Hier aber ist Rettung und Gefahr bei einander. Denn der Sultan steht drei einander widersprechenden Forderungen gegenüber: die Mächte fordern Emancipation der Armenier; die Jungtürken fordern konstitutionelle Reformen; die Alttürken fordern gewaltfame Beugung der Rajah unter die alten Staatsformen. Von allen Seiten Forderungen und wieder Forderungen, und doch fehlt heute dem Padischah die Freiheit, mit welcher vor nun 70 Jahren sein Vorfahre Mahmud II. sich der Janitscharen entledigte. Zudem gebricht es ihm an Geld für die Entfaltung der ganzen türkischen Streitmacht. Immerhin sollen 128 Bataillone, d. h. etwa 70,000 Mann, bereits mobilisirt sein. Wäre

der Großherr dieser Macht sicher, so wäre Aussicht auf Niederwerfung der Aufstände vorhanden. Diese Sicherheit indessen ist nicht vorhanden, weil die türkischen Parteiungen sie hindern. Der letzte Ministerwechsel hat gewiß tüchtige Kräfte um den Sultan gesammelt, aber doch Niemanden, der mit einer Ueberlegenheit wie in früherer Zeit, zu Beginn des Jahrhunderts, etwa ein Mustapha-Pascha sie zeigte, die Geschicke des Reiches in die Hand nehmen wollte. Man lebt im Yildiz-Kiosk von einem Tage zum andern, man erläßt Befehle an die Gouverneure der Provinzen, die Ruhe herzustellen, und man fügt wahrscheinlich heimlich die Weisung hinzu, nichts gegen die Gläubigen zu thun, sondern Alles gegen die Ungläubigen. Verführt man anders, so erlage Abdul-Hamid gar bald dem Geschick seiner Vorgänger.

Angeichts dieser sich entrollenden Orientfrage hat nun der englische Premier am 9. November einen Theil seiner Guildhall-Rede diesen Orientdingen gewidmet. Die Rede ist in England und auch meist auf dem Kontinent mit großer Befriedigung vernommen und als eine Bürgschaft friedlichen Ausganges der Krisis aufgefaßt worden. Wenn man jedoch näher zuschaut, so fragt man sich vergeblich, welche Thatfachen darin wesentlich zur Beruhigung der Gemüther dienen könnten. Die einzige wesentliche Thatfache, welche Lord Salisbury anführte, besteht in der Aussicht auf Einigkeit der 6 Mächte gegenüber der Pforte. Diese Thatfache mag sehr erfreulich, ja überraschend sein für Jemanden, der eben noch mit Sorgen der Uneinigkeit sich erinnerte, welche seit anderthalb hundert Jahren jedesmal sich einstellte, sobald die Orientfrage an die Mächte Europa's gestellt wurde. Allein wenn die Einigkeit neu ist, so ist das auch ihr ganzes Verdienst; denn noch ist kein Theil des osmanischen Reiches durch die Unruhen soweit gelockert, daß man seine Ablösung erwarten müßte, noch herrscht der Padiſchah und fällt die türkische Erbschaft nicht auseinander. Schwerlich aber würde der Minister die Bürgschaft für die Einigkeit der Mächte auch dann übernehmen, wenn einer jener Fälle eintreten sollte. Was in der Rede Tröstliches ist, wäre nur etwa darin zu sehen, daß nach der Ueberzeugung eines hervorragend Sachkundigen keine der europäischen Mächte im Augenblick darauf aus ist, ein Stück von der Türkei zu trennen und sich anzueignen. Dieses Verhalten ist alsbald für die russische Politik von Petersburg als maßgebend anerkannt worden. Der Sultan aber hat die Rede für so wenig beruhigend gehalten, daß er eigenhändig den Lord um weitere Aufklärungen bat. Man kann nicht sagen, daß Lord Salisbury in seinen neuesten zu Brighton gehaltenen Rede etwas Neues seinen früheren Versicherungen hinzugefügt hätte. Der Sultan hat sich ihm gegenüber mit seinem Ehrenwort für die Durchführung der Reformen verbürgt; der Lord glaubt wohl an die Aufrichtigkeit des Ehrenwortes, nicht aber an die Macht des Sultans, es zu halten. Die ganze Hoffnung Europa's bleibt nach wie vor auf der Einigkeit der Mächte ruhen. Hierin liegt freilich eine erfreuliche Neuheit gegen ehemals. Indessen, wenn das

auch so bleiben sollte, wenn Niemand die Hand ausstrecken sollte, um einen Stein aus den Fugen zu rütteln — der Bau könnte in sich aus den Fugen gehen. Wenn die Steine dann rollen, wird die Einigkeit noch fortbauern? Und bisher hören wir nur von neu entstehenden Rissen und von täglich wachsender Verlegenheit des Sultans. Der österreichische Botschafter hat die Mächte des alten Dreibundes, welche bisher gleichsam in zweitem Gliede hinter denen des sogenannten armenischen Dreibundes standen, in die Front geführt; alle 6 drücken nun gemeinsam auf den Sultan, und keine wird einen Schritt in diesen Angelegenheiten der Türkei unternehmen, ohne vorherige Vereinbarung und Zustimmung der übrigen. England hat 20 Kriegsschiffe im Mittelmeer, alle andern Großmächte mit Ausnahme Deutschlands sandten Geschwader in die Nähe der vom Aufstande bedrohten Gebiete, vorerst allerdings nicht, um einen Löffel im Topfe zu haben, sondern um die eigenen Unterthanen eventuell zu schützen. Von Rom, von Paris aus signalisirt man officiell friedliche Ausichten. Allein wenn es noch keine Orientkrise gegeben hat, welche die Großmächte so wenig beutelustig als heute gefunden hat, so gab es auch keine, in der so viele innere Kräfte der Zerstörung zusammenwirkten. Armenier und Jungtürken haben heute ein gemeinsames Ziel, zu dessen Erreichung es nicht schwer fällt, andere Stämme des Türkenreiches mit fortzureißen. Wenn die Mächte wirklich den Sultan und sein Reich erhalten wollen, thäten sie gut, nicht bloß mit mahnenden Worten, sondern mit klingender Münze ihm beizustehen, deren er vor Allem bedarf, um seine Nizams und Redifs mobil zu erhalten. Voraussichtlich wird Lord Salisbury darin Recht behalten, daß die Orientkrise bedrohlich ist und bleibt, so lange sie auf die schwachen Hände Abdul-Hamid's allein angewiesen sein wird.

Neben dieser Orientfrage treten für die große Politik die übrigen Vorgänge der letzten Wochen sehr zurück. Wir haben in **Frankreich** statt eines Kabinetes Ribot ein Kabinet Bourgeois, welches sich radikal nennt und den Muth gehabt hat, mit der Auffindung Aron Arton's ein neues Schauspiel des moralischen Niederganges in den staatsleitenden französischen Klassen zu insceniren. Die Staatsleitung wird mehr und mehr selbst zu einer Komödie, soweit sie nicht in den Händen subalternen Beamten ruht: der Rath arbeitet, der Minister spielt Komödie — das ist jetzt republikanische Art, eine Komödie für die Wächter und den Straßenpöbel, von der man nie den nächsten Akt voraus kennt. Ob sich die Regierung dabei republikanisch — linkes Centrum oder rechtes, ob sie sich radikal oder socialistisch nennt, ist von geringer Bedeutung, und selbst Herr Derouledé als Präsident des Kabinetes wäre noch keine Gefahr für Europa und den Frieden. Eine Gefahr erstände erst wenn ein ehrgeiziger General wieder erschiene, der bei der Masse Glauben fände.

Ribot und sein Kabinet stürzten über den vorgehaltenen Fuß eines unbekanntes Socialisten: in **Wien** hat Graf Badeni offen dem

Parlamentarismus abgeschworen und ein Regiment nach dem Recepte Bismarck's errichtet. Er will sich von keiner Majorität der Parlamente führen oder stürzen lassen, sondern selbst führen und stürzen. Und so hat er sich entschlossen, vorerst es mit dem Wiener Gemeinderath aufzunehmen, indem er dort das Votum der Mehrheit mißachtete. Dr. Lueger war mit großer Mehrheit zum Bürgermeister gewählt worden, er hatte bei der Neuwahl des Gemeinderaths, dann nach seiner Wahl zum Bürgermeister gemäßigte, staatskluge Reden gehalten; es lag und liegt nichts vor, was gegen seine Person zeugen könnte, und doch wurde die Wahl kassirt, der Gemeinderath zum zweitenmal in wenig Wochen aufgelöst. Alles um des in ihm emporgekommenen Antisemitismus willen. Wer noch an der Uebermacht des Judenthums zweifelte, mochte sich hier belehren lassen, daß Kaiser Franz Joseph jegliche Mehrheit, jegliche Meinung respektiren darf, nur nicht eine, welche die Juden von Wien und Pest verlegt. Keine Monarchie Europa's wird parlamentarischer regiert als die Monarchie Kaunitzen's und Metternich's; nur gegen die Juden hält das Princip nicht stand. Kein Herrscherhaus ist stolzer als das der österreichischen Lothringer: nur vor den Juden beugt sich auch das Erzhaus. Nun, Graf Badeni hat auf die erste Karte, die er als Minister ausspielte, einen hohen Einsatz gewagt, und Dr. Lueger hat froh das Spiel angenommen. Vielleicht geschah es zum Heile Lueger's und seiner Idee, daß er gezwungen wurde, den Kampf gegen das absolute Judenthum in erweitertem Umfange wieder aufzunehmen. Denn wenn er als Bürgermeister von Wien unbequem geworden wäre, so wird ohne Zweifel der Antisemitismus nach dieser Bergewaltigung an propagandistischer Kraft nur gewinnen, und wir werden Lueger vielleicht eine Umwandlung der zerrütteten Parteiverhältnisse in Oesterreich einmal zu danken haben.

In **Deutschland** ist das Interesse vorwiegend den inneren finanziellen und wirtschaftlichen Dingen zugewandt. Der Börsenkrach, mit Konstantinopel beginnend und über Wien her die westlichen Börsen erfassend, hat wieder einmal die zu hoch gestiegene Spekulationshize abgekühlt. Er ist indessen ohne großen öffentlichen Schaden vorüber gegangen und hat nur eine Ebbe in dem Geldzufluß mit sich geführt. Weit wichtiger ist die fieberhafte Arbeit, welche jetzt auf dem Gebiet der vorbereitenden Gesetzgebung in Rücksicht auf Landwirtschaft, Handwerk, Handel, Börse vor sich geht. Der kommende Reichstag wird mehr als je ein früherer dem wirtschaftlichen Leben gewidmet sein.



Beilage

zur

Baltischen Monatschrift.

December 1895.

Inhalt: Gedichte von L. v. Schröder, K. Hunnius u. A.
Die Nacht. Polnische Novelle. Uebersetzt von M. v. O.
Kunstbriefe. III. Von J. Norden.
Litterarische Umschau.

Nachdruck verboten.





Gedichte.

St. Clausdom.

Dor mir steigt in's schwindelnde Blau des Himmels,
Ein steinerner Riesenhymnus,
Deine erhabne Größe —
Monarch der Thürme Nevals,
Meerbeherrschender! —
Schauernd erfäßt mich bei deinem Anblick
Jene triumphierende Gewalt der Zeiten,
Die im spröden Steine so übermächtig
Ausdruck gab dem Offenbarungsbedürfniß
Des ringenden Menschengeistes
Und seiner übersinnlichen Sehnsucht.

Hin zu Gott, dem Ueberweltlichen,
Zieht's gewaltig der Sterblichen Herz
Hinweg von den winzigen Leiden und Freuden
Ihres vergänglichen Lebens —
Hinauf in die klare, ruhende
Einsamkeit der Wolken.

Nimm auch meine Seele
Ganz in den heil'gen Bann deines
Magenden Friedens,

Fülle die seufzende mit
 Ewigkeitsahnung,
 Daß die Brust mir,
 Irdischen Jammers entkleidet,
 Droben im staublos strahlenden Aether
 Wieder jung sich bade in
 Ewig genes'ner Frische.

Karl Hunnius.

Es kam das Leid . . .

Es kam das Leid, das herbe Leid gezogen,
 Wie schien das Glück mir sonst so hold gewogen,
 Es strahlte hell in meine Jugendzeit, —
 Da kam das Leid.

Die Sternlein schienen helle mir zu lächeln,
 Der Wind mir süße Worte zuzufächeln
 Und alle Rosen blühten weit und breit —
 Da kam das Leid.

Ich pflegte oft mit stolzem Mund zu sprechen,
 Nie sollte Mißgeschick das Herz mir brechen;
 Es schien so fest, durch Glaubensmuth gefeit, —
 Da kam das Leid . . .

Es kam das Leid; ich sollte inne werden,
 Wir sind zur Seligkeit nicht hier auf Erden,
 Mein Uebermuth, mein stolzes Glück wie weit —
 Es kam das Leid.

M.

Tröstet, tröstet mein Volk!

Tröstet mein Volk! — So hat der Herr gesprochen,
 Tröstet mein Volk! Es soll gerettet sein!
 Er ruft es, der des Todes Macht gebrochen,
 Er ruft's in unsre Leidensnacht herein.

Ich hatte Trost und Hoffnung lang verloren,
 Ein Todtengarten lag um mich, die Welt,
 Da tönte dieses Wort zu meinen Ohren
 Und hat das Dunkel wunderbar erhellt.

Und gleichwie von des heil'gen Geistes Wehen
 Sah ich die Todten alle um mich her
 Aus ihrem Schlummer fröhlich auferstehen,
 Der sie zuvor befangen tief und schwer.

So thut auch ihr! Laßt allen Kleinmuth fahren,
 Wenn Gott der Herr sein „Tröstet, tröstet“ spricht,
 Er hilft zuletzt uns doch aus den Gefahren
 Und führt uns aus dem Dunkel in das Licht.

Walter Kempe.

Den Frauen und Jungfrauen Livlands.

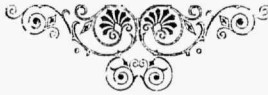
(Beim Empfang der Fahne zum 50jährigen Jubiläum der „Livonia“ am
 20. September 1872, in Dorpat (Jurjeff).

Wenn mir der Himmel Gnade wollt' erweisen
 Und frei mir stellte jedes Glück auf Erden,
 Nicht griff nach Kronen ich und Siegespreisen,
 Ein Säng' Frauenlob nur wollt' ich werden,
 Wie jener Alte, der in süßen Weisen
 Die Frauen pries als schönsten Schmuck der Erden,
 Mein Leben würd' ich fellig dann verbringen,
 Livonias Frau'n und Jungfrau'n zu bezingen.

Ja, würdig ist's zu singen und zu sagen,
 Verkünden sollten es die besten Lieder,
 Wie warm die Herzen uns'rer Frauen schlagen
 Für ihre Männer und für ihre Brüder!
 Die Fahne reicht uns ihre Hand zu tragen,
 Und fester einet dies Symbol uns wieder,
 Und nimmer können wir in Worten zollen
 So warm den Dank, wie's unsre Herzen wollen.

Das Rothgrünweiß, das Ihr uns habt verliehen,
Soll uns am höchsten diesen Tag verschönen,
Und wenn wir festesfroh geschaaret ziehen,
Wird dies als schönster Schmuck das Ganze krönen,
Drum soll auch heißer Dank Euch ewig glühen
Im Herzen von Livonias treuen Söhnen;
Und jubelnd wird's ein jedes Auge schauen:
Uns führt die Fahne von Livonias Frauen!

Leopold v. Schroeder.





Die Nacht.

Novelle von Rodzewicz.

Uebersetzt von M. v. D.

Nachdruck verboten.

Tiefe Stille herrschte. Die Sonne war untergegangen, und am Himmel begannen allmählich die Sterne, einer nach dem anderen, aufzuleuchten, — auf der Erde war die Arbeit beendet, und wie oben die Sterne, flammten unten die Feuer der Hütten auf.

Lang war der Maitag, lang für die Sonne, die Felder, den Menschen.

Die Schwüle der Erde wich dem Thau, des Himmels Schwüle den Sternen, und der heißen Arbeitszeit des Menschen folgten Erholungsgefänge. Durch das Dorf zog sich ein Fluß und nur dessen irgend wohin fließendes Wasser murmelte, gab Leben kund. In seiner Tiefe spiegelte sich, einem blutigen Flecken gleichend, das Feuer der letzten Dorfhütte, aus der ein Lied ertönte und die tiefe Stille unterbrach.

In der Hütte gaben sich vier Personen der Ruhe hin. Der Wirth rauchte halbliegend seine Pfeife; die Wirthin schälte Kartoffeln; am Fenster begleitete ein junger Knecht auf der Geige den Gesang.

Am Fenster stand ein junges Weib und sang; das von den Händen umfaßte Haupt kokett rückwärts gebeugt, schaute sie dabei auf den Knecht.

Sie war kein Mädchen mehr. Den abgeschnittenen Zopf verdeckte ein Tuch von grauer Farbe, ihre Kleidung war, wie sie Frauen zu tragen pflegen, und auf der Brust prangte bereits eine Busse¹⁾. Sie war jung und von auffallender Schönheit: schwarzäugig, von dunkeler Hautfarbe, wohlgestaltet und geschmeidig, ihren Bewegungen wohnte etwas Wildes, ihren Blicken Ungezähmtes inne. Schon lange sang sie, stets in dieser herausfordernden Stellung, den Knecht durch ein räthselhaftes Lächeln, feurige Blicke und den Purpur der Lippen reizend.

Als das Feuer zu verlöschen begann, schürte es die Wirthin durch einige Rienspäne wieder auf, und streichelte dann liebevoll des jungen Weibes Haupt.

Endlich ließ der Knecht den Bogen sinken, die Sängerin verstummte. In der Hütte ward es plötzlich öde und drückend.

— Singe uns noch etwas! sprach die Alte.

— Habe schon alles gesungen, lautete die Antwort, wobei sich das junge Weib träge reckte.

— Wie denn alles! lachte der Knecht, — du hast die Hochzeitslieder noch nicht gesungen.

— Die Hochzeitslieder! sprach sie, verächtlich die Achseln zuckend. — Die hat man dir und mir bereits gesungen!

Sie ließ das Haupt sinken, sah finster drein, schien plötzlich gealtert.

— Was thut's? rief er herausfordernd entgegen — hat man sie uns getrennt gesungen, so wollen wir sie jetzt gemeinsam anstimmen.

— Schämst du dich nicht, bemerkte die Alte, grob auflachend. Ist es nicht schon Zeit, daß du zu deinem Weibe heimkehrst.

— Die läuft nicht fort, antwortete der Knecht nachlässig, — nun, Marinka, singe!

Sie lachte sonderbar auf, bitter und heftig zugleich, warf das Haupt zurück, daß das Tuch auf den Nacken herabglitt und stimmte das keineswegs fröhliche Hochzeitslied an. Der Knecht folgte ihr auf der Geige.

¹⁾ Eine meist silberne Spange, Abzeichen der Frauenwürde.

Du meine Freude, geh' nicht zum Fluß nach Wasser.
 Wart' nicht auf des Mondes Leuchten,
 Denn sein Licht ist kalt, erwärmt nicht.
 Hör' nicht auf den Sang der Nachtigall,
 Laß von der Geliebten dir nichts schenken . . .
 Bei der Liebe hält die Trauer Wacht.
 Fort nimmt man dir alles, auch die goldne Freiheit,
 Und führt in die Fremde dich,
 Wo die böse Schwiegermutter mit dem Brode geizen wird. . .

Da öffnete sich plötzlich die Thür der Hütte, und es ertönte der übliche Gruß:

— Gelobt sei Jesus Christus!

Der Gesang brach ab. Das junge Weib blickte auf den Eintretenden, erblaßte und taumelte zurück.

Der Knecht stand auf und ergriff das in der Ecke stehende Ruder, während die Alte mit dem Ausdruck des Schreckens in die Hände zu klatschen begann.

Nur auf den Wirth machte die unerwartete Erscheinung gar keinen Eindruck; er nickte dem Eintretenden zu und antwortete:

— Von Ewigkeit zu Ewigkeit!

Der Gast trat ein, und schloß die Thür hinter sich.

Der junge, kräftige, breitschultrige Mann mit ruhigem aber traurigem Gesichtsausdruck trug die Kleider eines Hofesbediensteten, einen grauen Rock mit grüner Einfassung, auf der Mütze das Blechschild des Waldwächters, hohe Stiefel. Um die Schulter hing ihm die Otterfelltasche und das Gewehr, das er sogleich abnahm und in die Ecke stellte, worauf er, sich zum Lächeln zwingend, das junge Weib begrüßte:

— Guten Abend, Marinka!

— Guten Abend, Jakob! erwiderte sie gleichmüthig.

— Auch Euch, ihr Alten, einen guten Abend, und dir, Matthias ebenfalls! Nun, wie geht es, ist bei Euch Alles in Ordnung?

— Es geht wie immer, antwortete der Alte. Und wie steht es bei dir, mein Sohn?

— Auch bei mir ist Alles beim Alten geblieben, sagte er, mit dem Haupte nickend.

— Bist du nicht hungrig, fragte die Alte.

— Nein, nur müde. Der Weg ist weit, will nur ein wenig ausruhen.

Er wischte sich mit dem Aermel den Schweiß von der Stirn. Eine sonderbare Müdigkeit war das: das Gesicht bleich wie Lein, die Lippen blau. Er setzte sich auf die Bank und senkte die Augen.

— Soll ich dir Schnaps reichen? fragte Matthias lachend, Du siehst aus, als sei dir ein Gespenst begegnet.

— Es giebt noch schlimmere Schrecken, als Gespenster. Für Schnaps aber danke ich, denn ich that das Gelübde, so bald nach der Hochzeit keinen zu trinken.

Ein bedrückendes Schweigen erfüllte die Hütte.

Es wurde vom Gast gebrochen, der aus dem Fenster blickte:

— Eine köstliche Nacht! Nicht ein Ton, keine Bewegung, und eine Wärme, die geradezu bis in's Herz dringt. Wir werden einen schönen Heimweg haben.

— Willst du nicht bei uns übernachten? fragte die Alte.

— Nein, ich muß nach Hause eilen! Der Dienst hat sein Recht! Bis der Mond aufgeht, bleibe ich noch sitzen. Er erhob sich, nahm neben dem jungen Weibe auf der Bank Platz, erfaßte ihre Hände und sprach in weichem Tone:

— Du sangst Lieder, als ich eintrat, singe auch mir eins vor.

Sie ließ sich streicheln und lieblosen, blieb selbst aber gleichgültig, wie versteinert, und schaute düster durch's Fenster in die dunkle Nacht hinaus. Seine Augen ruhten lange, freundlich bittend auf ihr.

Ihnen gegenüber saß Matthias und beobachtete das Paar, anfänglich mit beunruhigtem, dann mit neidischem, endlich mit selbstbewußtem frechem Blick. Er rauchte seine Pfeife an und begann mit spöttischem Lächeln zu singen:

„Drei Freier wollen Marinka frei'n,
 Sie treten in ihre Hütte ein.
 Der erste spricht: Ich liebe dich,
 Der zweite ruft, ich nehme dich,

Der dritte steht: komm zum Altar.
 Doch sie: kein Andern wird mir angetraut,
 Als der mir bringt vom Lebenskraut.“

— Schöne Lieder kennst du, Matthias! unterbrach ihn Jakob, man hört dir gern zu. Dabei rückte er von der Frau weg, wie abgekühlt durch ihren Gleichmuth, stützte das Haupt in die Hände und schien einzuschlummern. Matthias aber lachte und fuhr fort zu singen:

Ueber's Meer ein Jüngling mit dem Kraut kam geschwommen,
 Doch Marinka hat einen Andern genommen. —
 Muntre Weise laßt erklingen,
 Wollen Hochzeitslieder singen.
 In Trauer rauscht der Eichenwald.
 Marinka ist zu Tode getroffen.
 Du hast mich verrathen, der dir vertraut,
 Sendest keinen mehr nach Lebenskraut.“

— Das ist wahr, sprach Jakob, plötzlich sich erhebend und in seiner ganzen Länge aufrichtend. — Mein Weib wollte mir kein Lied vorsingen, ich danke dir für das Deinige. In meiner Hütte ertönt kein Gesang, mir ist es daher, wenn ich solchen höre, als wäre es Feiertag. Meine Hausgenossen sind stille Leute. Die alte Mutter auf dem Ofen stöhnt, das Heimehen im Winkel vertritt die Geige, die Bäume des Waldes ringsum geben den Baß ab.

Er lachte auf, schob seinen Gurt zurecht, warf das Haar aus der Stirn und ergriff das Gewehr.

— Es ist Zeit zum Aufbruch. Rüste dich, Marinka, — sagte er seine Pfeife stopfend.

— Bleibe doch zur Nacht! bemerkte die Alte.

— Nein. In solcher Nacht fährt sich's schön zu Wasser. Der Weg ist weit, bald wird es tagen. Wir müssen heim!

Mechanisch erhob sich das junge Weib, ohne zu widersprechen, doch trotzig dreinschauend. Schweigend rüstete sie sich auf den Weg. Mit zitternden Händen war ihr die Mutter behülflich. Matthias wünschte Allen eine gute Nacht und trat hinaus.

Jakob schaute in's Feuer, geduldig wartend.

— Höre, Söhnchen! ließ sich der Alte vernehmen. — Du bist ein verständiger Mensch. Strafe sie nicht hart! Sie ist ja dumm.

Die Alte erfaßte seine Hände:

— Jakobchen! Habe Mitleid, schlage sie nicht! Sie wird zur Besinnung kommen! So bat die Alte, und schaute ihn mit ihren ausgeblichenen Augen an.

Er sah sich in der Hütte um. Das junge Weib stand schon zum Aufbruch bereit, ein Bündel in der Hand, den mehr neugierigen als ängstlichen Blick auf den Mann gerichtet.

— Gib her, ich werde es tragen, sagte er kurz, verneigte sich vor der Alten und schob die Mütze auf die Augen.

— Gelobt sei Jesus Christus!

— Von Ewigkeit zu Ewigkeit. Glückliche Reise. Bleibet gesund! Die Thür freischte, dann wurde es still.

Schweigend schritt das Paar auf dem zum Flusse führenden Pfade hin, das Weib voraus, der Mann ihr folgend. Im bleichen Licht des ganzen Mondes schien es, als gingen nicht zwei, sondern vier Gestalten. Die sich hinter ihnen bewegenden Schatten machten den Eindruck wesenloser, den Menschen etwas in's Ohr flüsternder Begleiter. Auf dem Pfade begegneten ihnen Wassereimer tragende Mägde. Im Vorübergehen wurden Grüße gewechselt, und als man sich wieder getrennt hatte, ward Lachen und Geflüster vernehmbar.

— Seht, der dumme Jakob ist wieder nach seiner Frau gekommen!

Aha! Er will das Zigeunerblut bändigen. Ha, ha, ha! Der Mann hörte dieses Geflüster. Er ließ das Haupt sinken und erröthete vor Scham über der Leute Gespött, ohne jedoch ein Wort zu äußern.

Sie überschritten die am Flusse liegende Wiese und gelangten an das halb auf's Ufer gezogene, von den anschlagenden Wellen geschaukelte Boot, das mit trockenem Rohr gefüllt war. Marinka sprang auf diese Streu und legte sich nieder, als wolle sie schlafen.

Jakob reichte ihr das Bündel, schob das Boot in's Wasser und begann, am Steuer stehend, mit einem Ruder zu arbeiten.

Sogleich setzten sie zum jenseitigen Ufer, in den Schatten niedrigen Gesträuches über und nach einer Wendung war das Dorf außer Sicht. Sie waren allein, ganz allein, inmitten dieser Mai-

nacht. Der Waldwächter entledigte sich des Gewehrs, der Tasche und des Rockes. Die Wärme, von der er sagte, sie dringe bis in's Herz, hatte sich seiner bemächtigt. Der Mond, der die ganze Gestalt beleuchtete, ließ einen silbernen Streifen im Wasser erglänzen. Diesem suchte Jakob, traurig in die Ferne blickend, mit dem Boote zu folgen.

Feuchte Dünste entströmten den Sümpfen; die zuweilen vom Ruder erfasste Wassermünze erfüllte die Luft mit betäubendem Wohlgeruch; weißen Sternen gleich erglänzten auf dem silberblauen Wasser die Blüthen der Wasserrose, und die grauen Büschel des Niedgrases glichen kleinen, auf der glatten Fläche ruhenden Wölkchen. Von den bewaldeten Ufern ertönte der Schlag der Nachtigall, auf den Wiesen zeigten sich Irrlichter, stiegen Nebel auf, nirgends aber gab es eine menschliche Spur.

Jakob ruderte lautlos, als scheue er sich, diese Stille zu stören. Das Boot glitt dahin, wie ein Geipenst, einen kaum wahrnehmbaren Streifen hinterlassend. Das junge Weib lag im Schatten und bittender, leiser Stimme:

- Marinka, wirst du mich anhören?
- Sprich! erwiderte sie dumpf, die Achseln zuckend.
- Sage, worin habe ich gegen dich gefehlt?
- Garnicht, ich liebe dich nicht! murmelte sie.

— So, so . . . Die alte Mutter sprach wahr. Nimm, sagte sie, einen bösen Hund, liebe und füttere ihn, — er wird dich wieder lieben; nimm einen Geier aus dem Nest, füttere und pflege ihn, — er wird sich dir anschließen. Einen Menschen aber sollst du nicht nehmen und hätscheln, denn er ist weder ein Hund noch ein Geier: er wird dich beißen, nach dir hacken, oder davonlaufen.

— Sie hat recht geredet, du hättest mich nicht nehmen sollen, fuhr es aus Marinka heraus.

Erstaunt blickte er sie an.

— Ich habe dich doch nicht gewaltsam genommen. Du hast vergessen. Vor zwei Jahren, beim Johannisfeuer, fanden wir uns, auf der Wiese, im dunklen Walde. Die Jungen machten das Feuer, die Mädchen sangen alte Lieder. Allen Jungen that ich es im Springen über das Feuer zuvor, du übertrafst alle Mädchen im

Singen. Marinka, du kannst mir doch nicht gram sein, daß ich dich lieb gewann, und wie konnte ich wissen, daß deine Liebe jene Nacht nicht überdauern werde? Denn damals liebtest du mich, Unglückliche! Unter jenen dunkeln Eichen erwarteten wir den Morgen, Hand in Hand, in Liebe vereint. Du hast vergessen, ich auch, ach, für ewig. Und wodurch beleidigte ich dich? Ich kam zu deinen Eltern, ein und das andere Mal, du begegnetest mir freundlich. Auch Andere liebten dich, es gab deren Viele. Sie liebten dich zum Zeitvertreib, zum Scherz, doch wollte dich keiner zum Weibe nehmen, ich that es. Das ist meine ganze Schuld.

Erregt schlug er mit dem Ruder das Wasser, daß die erschreckten Fische plätschernd davon eilten, die Nachtigallen für einen Augenblick ihren Sang unterbrachen, das Boot in's Schaufeln gerieth. Die nächtliche Stille machte ihren Einfluß auf den Waldwächter geltend. Mit hohler Stimme sprach er langsam weiter, als wolle er Erinnerung an Erinnerung reihen:

— Zu deinen Eltern kam ich, begegnete dir an diesem Flusse, und sprach zu dir auf jener Wiese glühende Worte. Mein Vöglein, mein Schwänchen, komm in meine Hütte, um dort zu walten, zu herrschen, geliebt zu werden; wie meinen Augapfel, wie die eigene Seele will ich dich hegen und pflegen. Ich achte nicht darauf, daß die Leute mich vor dir warnen, der bösen Zungen Gerede sicht mich nicht an, — ich vertraue dir! Mein Leben will ich dahin geben, damit es dir wohlgerhe. In meinem Herzen vernahmst du solche Worte, liebest deinen Mund mich küssen, beraubtest mich der Vernunft, umgarntest meine Seele.

— Als ich deinen Eltern zu Füßen fiel und bat, sie möchten dich mir zu eigen geben, da weintest du, wie man vor Freude weint, warst mir gut . . . O warme, gesegnete Nacht . . .

— Die Nacht hat gesehen, wie ich liebebeerfüllt heimkehrte, hat meine Sorgen und Kümmernisse, meine Freude und Trost erschaut. Oft ging ich zu solcher Zeit von dir, wo böse Mächte auf dem Wasser walteten, den Menschen locken und erfassen, oder, wo mich der Eisgang mit dem Tode bedrohte. Doch niemals empfand ich Furcht, fühlte mich stets stark und ruhig — das dankte ich dir! Mein Loos — ist Kummer. Du siehst, was aus mir geworden ist! Das ganze Glück währte nur ein halbes Jahr. Ich ward mit dir

getraut und brachte dich in einer herrlichen Nacht, wie es die heutige ist, in mein Heim, dem nun nichts mangelte.

Hast du auch das vergessen, Verrätherin! Du gütiger Gott! Hätte ich einen Menschen erschlagen und wäre dann zu seinen Waisen so gut gewesen, wie während jenes Jahres ich es zu dir war — das müßte selbst vor Gottes Gericht als Sühne für das vergossene Blut gelten; selbst ein Henker, dem man solche Liebe erwiese, empfände Erbarmen. Du aber, du hast mich in die Hand gebissen, hast mir in's Auge gekratzt, hast mein Herz zum Schutte hinausgeworfen, mir die Seele, als wär's ein überflüssiger Lumpen, in Stücke gerissen.

Recht hatte die Mutter, als sie sprach: Zwinge den Menschen nicht zur Liebe, das steht nicht in menschlicher Macht! Du hast mich verworfen, bist mir entlaufen! Ich bin damals umhergeirrt, habe in den Sand gebissen, es war in mir keine Ader, kein Knochen, die nicht tödtlich geschmerzt hätten; blutige Thränen weinten die Augen, Wahnsinn marterte mein Hirn. Mein Gott! Den einzigen Sohn vermag eine Mutter nicht zu beweinen, wie ich um dich geweint. Du hast mich damals zu Tode getroffen, aber doch blieb in mir die Hoffnung: sie wird umkehren, sich des eigenen Nestes erbarmen!

— So ging ich dir nach, nicht des Gespöttes, der Schande nicht achtend, und brachte dich wieder zurück. Das rieth mir damals die Nacht, eine herrliche Nacht. Ich versenkte mich, als ich nach dir fuhr, in ihre heilige Stille und da sprach sie zu mir beruhigend: sei geduldig, sei freundlich, fessele sie durch Güte an dich. Und als du wieder zurückgekehrt warst, versuchte ich dich durch freundliche Ueberredung zur Arbeit anzuhalten, ich hoffte, daß Thätigkeit die bösen Gedanken vertreiben werde. Nicht mit einem Finger habe ich dich berührt, keine Gewalt geübt, sondern nur gebeten: — Marinka, Herzchen, Marinka, mein Blümlein. Zum Dank dafür ließt du mir wieder davon! Die Mutter rieth: laß' ab von ihr! ich vermochte es nicht; die Leute sagten: schlage sie! — ich wollte nicht!

— Du hättest mich schlagen sollen! antwortete das Weib kurz: todt schlagen hättest du mich sollen, ein Ende machen!

Zornig und traurig zugleich blickte Jakob sie an, dann wandte er sich ab und schwieg lange.

Hätte ich mehr unter den Menschen gelebt, vielleicht wäre es mir möglich gewesen, das zu vollbringen — sprach er endlich traurig, — doch mich hat der Wald großgezogen, ich habe die Thiere beobachtet und niemals gesehen, daß das Männchen im Nest oder in der Höhle sein Weibchen getödtet oder gequält hätte. Die Achtung vor der eignen Kraft ließ mich sie nicht gegen ein schwaches Weib mißbrauchen, und dann hat mir auch die Nacht noch andere Rathschläge zugestüstert. Mitleid mit dir, der Verirrten, bestimmte mich, dich abermals, ohne daß ich dir nur ein einziges böses Wort gegeben hätte, nach Hause zu holen. Doch seit jener Zeit ist in mir Alles erstorben, Glauben und Freude gab es für mich nicht mehr. Die guten Gedanken waren dahin, der Mund hat das Lachen verlernt, den Augen erscheint Gottes Welt grau und trübe, als hätte der Herbst für ewig die Erde gefangen genommen. Da, da faßte ich den Entschluß, ein Ende zu machen. Kein Zweifel darüber tauchte weiter auf, daß ich dich dem Matthias weder durch Bitten, noch durch Drohungen, Liebe oder Schläge abwendig machen kann, ich hörte auf, wider das böse Schicksal anzukämpfen. So ist es denn unabwendbar. Du hast ihn lieber, der dich zum Weibe nicht nehmen wollte, nur spielte und Lieder sang, der Solcher, wie du eine bist, viele hat, täglich eine neue hat, und sich über alle, gemeinsam mit seinem Weibe, lustig macht. Doch er ist dir der Theuerste, du liebst ihn, wie ich dich liebe. Was ist dagegen zu thun! . . . Diese Gedanken sind in mir so festgewurzelt, haben mir die Seele zerfressen, daß ich Trauer und Schande nicht mehr empfinde und der Schmerz auch das Mitleid verzehrte.

Es muß ein Ende gemacht werden. Ja, es ist die höchste Zeit. Einer von uns ist überflüssig auf dieser Erde. Ich dachte an Selbstmord, doch du würdest den Matthias, da er verheirathet ist, dadurch nicht gewinnen! Ich trug mich mit dem Gedanken ihn zu erschlagen, verwarf aber dieses Mittel bald, es wäre sinnlos. An dich zu denken war ich nicht im Stande, nein, nein. Da kam der Winter und du warst in meiner Hütte. Von der Liebe zu dir konnte ich mich nicht befreien: die Seele war getödtet, der Schmerz lebte nicht mehr, aber jenes Ding da, irgendwo in der Tiefe, es lebte und lebte!

Es ward Frühling. Du weintest in den Winkeln, blöde war deiner Augen Blick, dein ganzes Wesen, wie von heimlichem Kummer ausgedörret. Mit jedem Tage wuchsen die Zweifel, ob ich dich, aus dem Walde heimkehrend, noch finden würde. Und so warst du mir auch wiederum entlaufen. Eines Abends schaue ich hin — fort bist du. Du hast selbst dein Urtheil gesprochen.

Welches Urtheil? fragte das Weib erbleichend, die Augen auf ihn gerichtet.

Er stand vor ihr, vom Monde beleuchtet und sah über sie hinweg in das schäumende Wasser. Vor ihnen trat eine Windmühle schwarz zum Vorschein: der Waldwächter lenkte nach rechts, in einen engen, dunklen Arm des Flusses. — Das ist nicht unser Weg, sagte sie, sich erhebend.

Der unfrige nicht, doch der deine! war seine Antwort. Von hier hast du es näher, zu deinem geliebten Matthias zu schwimmen.

Das junge Weib erzitterte und begann die Ufer aufmerksam zu betrachten. Sie suchte nach einer geeigneten Stelle, um aus dem Boot zu springen und zu flüchten. Jakob schien das zu errathen, er lächelte halb verächtlich, halb traurig.

So, Marinka! Den guten Mann, der dich liebte, wirst du verlassen, zu dem Geliebten gelangen, der sich nur an dir ergögte; deiner Strafe aber entgehst du nicht, wirst nicht bis in's Alter des Todes zu harren haben. Das Urtheil wird dich sicher erreichen!

Langsam und ruhig sprach er, mit der Festigkeit eines unerschütterlichen Entschlusses. Auf beiden Seiten des Flußarmes zog sich ein mooriges Ufer hin. Der Mond schien seitlich, sie geleitend, und eine noch größere Stille herrschte, da der wilde Sumpf sogar keine Vögel barg. Hier und da leuchteten Glühkäfer, Funken ähnlich, auf den Torfhümpeln auf, und inmitten dieser Ruhe kamen aus der Ferne, unbestimmt woher, mehr der Seele als dem leiblichen Ohr vernehmbare Laute, ein gewisses Flüstern, Stöhnen und Seufzen. Zuweilen fornte der nächtliche Nebel über dem Wasser riesige phantastische Gestalten, die vor dem Boot sich verbargen, um hinter ihm wieder zu erscheinen, als trieben sie die beiden Fahrenden auf den Wellen, wie böse Geister die Schatten Ertrunkener zu treiben pflegen.

Entsetzen und Furcht bemächtigten sich des jungen Weibes. Sie hatte das Gefühl, als komme ihr etwas Unabwendbares,

Entsetzliches entgegen, das flüsterte, lache, stöhne und ächze. Auch Jakob schien auf jene Laute zu horchen, sie zu verstehen. Sein Antlitz versteinerte immer mehr, an seinen Schläfen traten Schweißtropfen hervor; noch kämpfte er mit dem letzten Rest seiner großen Liebe, noch regte sich in seiner Seele eine um Mitleid flehende Stimme. Doch die Stille, die Nacht, sie flüsterten ihm Böses zu und bestärkten ihn in dem Entschlusse.

Aus dem schmalen Arm gelangte das Boot auf eine weite, schwarze, freie Fläche. Hier war es zu tief für die Wasserrosen, dafür gab es kleine Strudel, die sich murmelnd, und weißen Schaum um sich streuend, gleich Schlangen wanden.

Und abermals hub der Waldwächter mit hohler Stimme an:

Wir haben uns gegenseitig das Leben verbittert. Sollst du mein nicht sein, so auch eines Anderen nicht. Wozu bist du auf der Welt nütze? Machen wir ein Ende. Ich muß dich vernichten, du mußt Ruhe finden. So ist es bestimmt. Ohne dich werde ich ein seelenloser Körper sein, du ohne mich gleichfalls. Heute habe ich dich zum letzten Mal geholt. Jetzt will ich dir die Freiheit geben, der Fluß fließt zum Dorf, du wirst zu des Matthias Hütte hinabschwimmen. Da kannst du ihn herzen und küssen, hast die Freiheit nachts vor seinem Fenster zu singen. Ich trete dich ihm jetzt ab.

Er legte das Ruder nieder und langte von der Brust her ein großes rothgefanntes Tuch hervor.

Doch da du in der Kirche mir Weib sein zu wollen geschworen, werde ich dich mit eines Weibes Kopfschmuck versehen, zu jenem Feste befördern.

Das Boot, vom Strudel erfaßt, bewegte sich kaum mehr vorwärts.

Jakob! schrie das Weib auf, — laß mich leben!

Hast du mich leben lassen? fragte er, an sie herantretend, dagegen.

Mörder, Wütherich, laß ab!

Hülfe!

Ihre Stimme brach ab. Jakob ergriff sie mit einer Hand, daß sie sich ihm nicht mehr widersetzen konnte, mit der anderen aber wand er ihr das Tuch um den Kopf, die Enden fest um den Hals schlingend.

Schwach nur kämpfte sie wider die Värenkraft an. Da nahm er sie auf die Arme, ein Augenblick des Schreckens — und er

schleuderte sie hinein in den Strudel. Das Wasser, die Beute fassend, spritzte auf; mehrmals brachten die Wellen sie wieder hinauf an die Oberfläche, als freuten sie sich, ihrer Kraft bewußt, der letzten verzweifelten Zuckungen des machtlosen Opfers. Das weiße Tuch glänzte im Dunkel auf, dann sah man nur beide Hände, endlich war nichts mehr zu sehen, nur die Strudel drehten sich mit schlangenähnlichem Bißchen, die Kreise des Wassers verliefen sich weiter und weiter.

Jakob trocknete sich mit dem Aermel den kalten Schweiß von der Stirn, nahm das Ruder und lenkte das Boot zurück in den schmalen Flußarm. Wieder trat ringsum Todtenstille ein, der silberne Mond geleitete ihn von der Seite, und abermals liefen hinter dem Boote Nebel her, als klammerten sie sich an dieses, als wollten sie dem Fahrenden Gesellschaft leisten.

Die so seltsam in dieser Wüste mit ausgebreiteten Armen dastehende Windmühle erschien als verhängnißvoller Wegweiser — und wieder schwamm das Boot in den silbernen Streifen des Mondes hinein. Da es mit der Strömung schwamm, fuhr es leichter dahin. Noch süßer sangen die Nachtigallen, vor dem Anbruch des Morgens, im Hain.

Da fiel der Waldwächter plötzlich auf den Boden des Bootes nieder, stöhnte, weinte und heulte in wilder Verzweiflung auf.

Die Strömung trieb das Boot in eine kleine Bucht unter überhängende Weiden, wo es im Schatten verschwand. Schweres, menschliches Leid kündendes Stöhnen durchbrach noch weiter die Stille der Nacht, störte der Nachtigallen Lieder, das friedliche Athmen der Natur. Im Osten begann der Himmel zu bleichen.

* * *

Ein halbes Jahr später, als der Herbstwind stürmte und ein kalter Regen gegen die Fenster pochte, — nahm Jakob in der dunklen Zelle des Gefängnisses von der Mutter Abschied. Er saß auf der Bank, zum morgenden Antritt der weiten Reise gerüstet, für immer aus der Gesellschaft ausgestoßen, doch aber ruhig und traurig, das Haupt auf die Brust gesenkt, die Arme kraftlos an Körper niederhangend.

Die Mutter hatte sich ihm gegenüber auf den Boden niedergesetzt; zwischen ihnen lag eine Arrestantentäschche, die sie ihm für die Reise genäht und eingerichtet hatte.

Auch sie war reisefertig; zwei Taschen hingen über ihren Schultern, in den Händen hielt sie einen Bettelstab, und so saßen sie schweigend da, ohne zu klagen, zu murren. Und die verweinten Augen der Alten sprachen es aus, daß sie ein Uebermaaß von Leid durchkostet hatte, ganz erstarrt war. Beide waren lange schon auf ihr bitteres Loos vorbereitet: sie — hülflos im Alter hin- und hergeworfen zu werden, er — menschliche Strafe zu erdulden. Daher gab es auch nichts zu reden. Er ist des Schreibens nicht kundig, wird daher keine Nachricht von sich geben können und wo fände sie auch die umherschweifende Bettlerin. Sie sind schon jetzt so gut wie todt.

Nach langem Schweigen hub endlich die Alte an.

— Ist dir's jetzt leichter, mein Söhnchen?

— Wieso? fragte er.

— Sie quält dich nicht mehr.

— Nein! sagte er kopfschüttelnd. Aus dem Herzen habe ich sie nicht gerissen, da bleibt sie bis zu meinem Tode. Ich habe sie aus diesem Leben befördert, damit die Gerechtigkeit siege, nicht um mir Befriedigung zu schaffen. Ihr war nur eine kurze Qual, mir eine lange beschieden. Ach, Mütterchen! auch nicht einen Augenblick ist sie meiner Seele fern gewesen. Ich nehme sie mit mir. Ja! ja!

— Möge sie dafür im Jenseits keine Ruhe haben, stöhnte die Alte auf.

— Schweige! unterbrach der Sohn zornig die Mutter.

— Gedenke ihrer nicht, verfluche sie nicht! Ich habe ihr das Leben genommen, Niemand hat mit ihr etwas zu schaffen, für euch ist sie nicht vorhanden, rührt nicht an ihr! Was mein ist — bleibt mein. Geh', Mütterchen, geh'. Die Nacht bricht an, es muß Abschied genommen werden. Er erhob sich und küßte ihre abgekehrte Hand.

— Habe dank, daß du mich erzogst und liebtest, sprach er dumpf, auch dafür danke ich, daß du mich zur Reise ausgesteuert hast. Mehr brauche ich nichts. Geh', Mütterchen.

Traurig stand die Alte vom Boden auf. Still flossen die Thränen über die gefurchten Wangen. Mit zitternden Händen streichelte sie sein Antlitz und wandte sich, gewohnt, dem geliebten Sohne zu gehorchen, der Thür zu.

— Mutter! rief er ihr nach: vergiß es nicht, fluche ihr nicht.

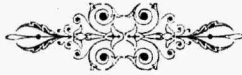
Sie ist für euch nicht mehr vorhanden. Lasset die Todten ruhen, sie hat ihr Theil gelitten. Versprich mir, ihr Ruhe zu geben.

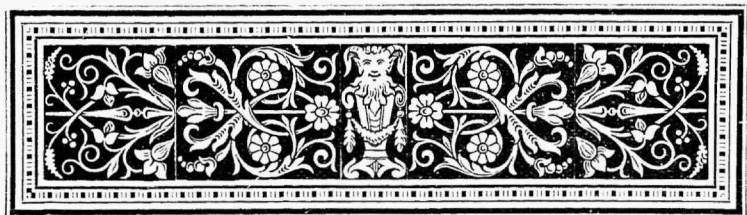
— Dein Wille geschehe, mein Sohn! antwortete die Alte unter Thränen.

Auf der Schwelle wandte sie sich nochmals um:

— Gelobt sei Jesus Christus! war der Mutter Abschiedsgruß.

— Von Ewigkeit zu Ewigkeit! antwortete, gesenkten Hauptes,
— der Sohn.





Kunstbriefe.

III.

Wenn dieser Brief dem Leser der „Baltischen Monatschrift“ vorliegt, dann haben soeben nicht bloß die Berliner, sondern alle Kunstkreise des deutschen Volkes und darüber hinaus auch viele im Auslande im Zeichen Adolf Menzel's gestanden, des universellsten und berühmtesten deutschen Malers der Gegenwart, Mitglieds der Akademie zu Berlin, Wien, München, Ehrenmitglieds der Akademie zu St. Petersburg und vieler anderer Kunstinstitute und Künstlergenossenschaften Deutschlands und des Auslandes, Inhabers vieler bedeutamer großer goldener Medaillen, Ritters zahlreicher hoher Orden, darunter auch der französischen Ehrenlegion, des bayerischen Michaelsordens, vor Allem des preussischen pour le mérite, in dessen Civilklasse er den Vorsitz führt.

Wollte der Künstler dem Beispiel so vieler eitler Köpfe und ehrgeiziger Streber folgen und alle seine Titel und Ehren auf die Visitenkarte drucken lassen — das Kärtchen würde zum großen Papierbogen auswachsen müssen. Aber er begnügt sich mit den schlichten zwei Worten „Adolf Menzel“ und die sagen mehr, als alle jene Angaben, denn sie bedeuten für Deutschlands Kunstgeschichte eine Epoche und sie fassen die Summe deutschen Kunstschaffens während eines halben Jahrhunderts zusammen. Sie bedeuten den Bruch der Fesseln einer ganz und gar konventionell gewordenen pseudo-klassisch akademischen Richtung und romantischen Kunst, der die

Begriffe Natur, als einzige Lehrmeisterin, und Vaterlandsgefühl fremd geworden waren.

Als man vor zehn Jahren den 70. Geburtstag Adolf Menzel's in ähnlicher, wenn auch minder großartiger Weise feierte, als jetzt den 80., da schrieb Friedrich Pecht, auch Einer, dem die moderne Kunstentwicklung des deutschen Volkes Vieles dankte und der, wie einst ein Ulrich von Hutten und Hans Sachs die reformatorische That Luthers auf ihre Weise zu stützen und zu fördern suchten, mit mannhaftem Wort für das Werk Menzel's gekämpft hat, da schrieb der alte Verfechter vaterländischen Kunstrealismus:

„Es ist unendlich fesselnd, wie der jugendliche Menzel, der ein großer Maler ward, ohne je eine Akademie besucht, einen Lehrer gehabt zu haben, erst nach allen Seiten herumtastet, sich in Allem versucht, sich zunächst einen selbständigen, geistigen Inhalt erobert, dann auch eine Form für ihn findet, sich eine ganz individuelle Technik dazu schafft, endlich, was vielleicht am schwersten war, die gründlich verbildete, der Geltendmachung ihres eigenen Wesens in der Kunst ganz entwöhnte Nation zum Verständniß seiner Künste unter dem erbittertsten Widerstand langsam heranzieht, ja zuletzt selbst die in Deutschland allmächtigen Schulmeister, die geschworenen Vertheidiger aller Todten und Absterbenden zu gewinnen weiß, um die Erlaubniß zu erhalten, dem deutschen Volk eine wahrhaft eigenartige und lebensprühende Kunst zu schenken.“

Das Werk Menzel's ist hier treffend und überzeugend gekennzeichnet. Besser vermag's keiner der zahllosen Kunstkritiker, Kunsthistoriker und Feuilletonisten zu thun, die in diesen Tagen sich abmühen, Neues über den alten Meister zu sagen, den man vor zehn Jahren schon in ähnlicher Weise gefeiert hat, dessen 50 jähriges Künstlerjubiläum kurz vorher die ganze Kunstwelt in ehrendster Weise begangen hatte, der vorher und nachher gar oft Gegenstand verständnißreichster und liebevollster Ehrungen gewesen — wie jüngst noch wieder, in diesem Herbst, im Schlosse zu Potsdam, wo der kunstsinngige Kaiser Wilhelm II. ihn zum Mittelpunkt eines ebenso historisch treuen als glänzenden Hoffestes im fridericianischen Styl und Geschmaç machte — und über den schon eine ganze Litteratur vorhanden ist.

*

*

*

Wer das Glück hat, den alten Meister persönlich zu kennen und mit ihm verkehren zu dürfen, dem wird's allerdings klar, wie es dem aus ärmlichen und engen Verhältnissen stammenden Künstler, der vor 80 Jahren am 8. December in Breslau geboren wurde, gelingen konnte, so Großes zu erreichen und zu vollbringen. Das Geniale in seiner Natur allein machte es nicht; das ließ ihn nur klar erkennen den Weg, den er zu wandeln hatte, oder vielmehr das trieb ihn mit zwingender Gewalt auf diesen Weg, an dessen Rande ihm alle die Ehren und Titel erblühten, deren Träger er heute ist. Aber was ihm an diesem Wege als Leitstern vorangeleuchtet, was ihn gestützt und gehalten — das waren seine glühende Vaterlands-
liebe und die trotzig Männlichkeit, die mit eiserner Willenskraft ihn ungeachtet aller Feindschaft und Gehässigkeit, dem bösen Unkraut, das an jenem Wege wucherte, dem Ziele nachstreben ließen. . . .

Es war an einem sonnigen Sommertage vor sieben Jahren, als ich zum ersten Male herzklopfend die hohe Treppe hinauffstieg, die in der Siegmund-Straße, in einem der schönsten Theile des Thiergartenviertels von Berlin, zum Atelier und zum Heim des Meisters führt, das er nun schon so lange bewohnt. Herzklopfend, denn der wortfarge und nur seiner Kunst lebende Mann ist schwer zugänglich. Aber ich hoffte, daß meine Beziehungen zur Akademie der Künste in Petersburg, deren Ehrenmitglied er anläßlich seines 50jährigen Jubiläums geworden, mir die sonst so schwer sich öffnende Thür erschließen würden. Und ich hatte mich nicht getäuscht und der Empfang war über Alles liebenswürdig. Da stand ich nun in dem großen, fahlen, nüchternen Raum. . . . Durch ein breites Fenster fluthete über Baumwipfel und Dächer das Sonnenlicht herein und umspielte die mächtigen Mappen, die auf dem Boden herumlagen und an den rothgetünchten Wänden lehnten, rieselte auf und ab an den Staffeleien mit angefangenen Arbeiten, huschte über die Einzelblätter und Albums mit Studien und den Wasserfarbenaufgaben und Tellerchen auf dem schmucklosen großen Tisch unter dem Fenster. Wenig Möbel und Hausgeräth nur. Gegenüber dem Fenster eine dickbauchige Kommode aus Rothholz mit Messingbeschlag; ein Schreibepult im selben Styl; in der einen Ecke unter Paneelbrettern mit verstaubten Bürsten, Krügen und gipsenen Akt-Modellen ein altes Sopha; ein Tisch daran, zwei Sessel und Schemel; ein

gewaltiger Kamin, auch staubbedeckt, daneben an der linken Seitenwand; rechts vom Eingang an der Wand eine große Leinwand, das auch heute noch nicht vollendete Gemälde „Friedrich der Große bei Leuthen“, aufragend hinter Gestalten mit allerlei Uniformen und Kleidungsstücken aus der fredericianischen Zeit, und dazwischen, an den Wänden und auf Stühlen, Studien und Skizzen und Altzeichnungen und wieder Gipsmodelle. . . . „Pfui, wie staubig und häßlich und unordentlich Alles aussieht!“ — hätte wohl eine ehrfame Berliner Hausfrau entsetzt ausgerufen, wäre es ihr vergönnt gewesen, den Raum zu betreten, in dem selten ein Frauengewand rauschte, eine Frauenhand mit Besen und Staubtuch schalten und walten darf, wie auch im kleinen hellgrünen Salon nebenan. Der alte Hagestolz ist kein Freund des weiblichen Geschlechts und hier in seinem Santuarium hat es nichts zu sagen, wie aber natürlich wohl in seiner großen, eine Treppe tiefer liegenden stattlich und „künstlerisch“ eingerichteten Wohnung, wo Schwester und Nichte ihm das Hauswesen verwalten. . . .

Ja, anspruchslos, bescheiden, nüchtern und häßlich ist die Werkstatt, in der der Meister, mit Unterbrechung weniger Wochen während des Sommers, die er meistens in einem bayerischen Badeort zubringt, das ganze Jahr hindurch arbeitet, bei Tageslicht mit Oelfarben malend, Abends bei Lampenlicht aquarellirend und zeichnend und nimmer ruhend. Aber trotz aller Kahlheit und Nüchternheit, die so seltsam mit den Schaffensstätten anderer Künstler kontrastiren — gleichen sie doch oft einem Luxuswarenlager, dem Geschäftsraum eines Antiquitätenhändlers oder dem Boudoir einer Weltbame — erscheint Einem dieses Atelier in der Siegmundstraße reich, reich und strotzend von Geist und Schaffenskraft und großartiger Erfahrung. Betritt man es, so weiß man gleich: hier haust nicht bloß, hier lebt Jemand. . . .

Und da steht inmitten des großen Raumes er, der hier lebt. Vor einer kleinen Staffelei, an dem figurenbelebten Interieur einer bayerischen Dorfkirche arbeitend, Fleck zu Flecken fügend, auf das Geringfügigste bedacht und nie dabei des Ganzen vergessend. Da steht das alte, bekanntlich ungewöhnlich kleine Männchen, schneeweiß das spärliche Haupthaar und der kurzgehaltene Schifferbart, der Mund und Kinn frei läßt, die Kraft der scharfblickenden Augen

durch eine Brille noch verstärkt. Jetzt wendet er sich um und, ohne Pinsel und Palette aus den Händen zu legen, schiebt er halb über die Brille hinweg zum Besucher aufwärts. Wie durchdringend der Blick aus den kleinen hellen Augen unter diesem Granitblock von Stirn, wie trotzig dieser festgefügte, so widerwillig sich öffnende Mund, wie entschlossen dieses silberumkränzte Kinn!... Es liegt in dem Ganzen Etwas, „zu dem man Herr sagen muß“, wie Edgar vom greisen Lear meinte. Das ist Holz von dem Stamme, aus dem die Bismarck und Moltke geformt wurden. Das ist ein Eroberer, wie sie, und seine Waffen des Geistes haben vielleicht Größeres noch vermocht, als die jener, denn sie haben nicht ein Volk sich zusammenfinden lassen, sie haben Völker geeinigt — im Namen der Kunst. . . .

Bald waren wir mitten im Gespräch. Das heißt — er sprach und ich hörte zu. Nur wenn er, mit der Kraft und Energie des Jünglings an seinem Bilde fortarbeitend, zu vergessen schien, daß noch Jemand im Zimmer, erinnerte ich ihn mit einer Frage, einer Bemerkung daran. . . . Und wie er zu sprechen weiß, der Wortfarge. Wenn er auch nicht viel zu sprechen liebt, so sagt er desto mehr, sobald er den Mund öffnet, um heutige und frühere Kunstströmungen und Kunstverhältnisse zu beleuchten in knapper und prägnanter Weise. Kräftig und plastisch, charakteristisch und stets den Nagel auf den Kopf treffend, wie seine Zeichnung ist auch der Ausdruck seiner Rede. Jetzt wuchtig und markig, wie die Gestalten und Gruppen in dem „Eisenwerk“, das der Vorläufer Duzender von Bildern wurde, die gleich ihm uns in Farben und Linien ein Epos von dem Leben des Arbeiters singen; denn vornehm und distinguirt, wie die Figuren und der Gesamtcharakter der Bilder mit dem Hofleben in den Brunnensälen stolzer Königsschlösser, des „Ballfängers“ oder der „Unterhaltung Kaiser Wilhelm I. mit einer Dame im Kreise der Ballgesellschaft“, oder endlich der „Krönung Wilhelm I. in Königsberg“; oder aber, mit diesem Charakter historischen Geistes verbindend, wie seine das Zeitalter Friedrichs des Großen in der Erinnerung des Preußenvolks und aller Deutschen so machtvoll festhaltenden Kompositionen für das Franz Kuglersche Werk oder eine lange Reihe einzelner Blätter und Bilder, die der Verherrlichung nicht nur, sondern gleichzeitig auch immer erschöpfend realistisch Darstellung des vollen

Mit offenen Augen, stets lernend und wieder lernend ist er durch's Leben gegangen, immer die Natur als seine größte Lehrmeisterin erkennend und verehrend, stets danach ringend, das Beobachtete und Empfundene mit naturalistischer Treue wiederzugeben und seine technischen Handgriffe vervollkommnend und läuternd.

Menzel — einseitig! Kann denn der einseitig sein, der allzeit mit Herz und Kopf mitten im Leben und in der Natur drin steht, der, wenn er ein Bildchen von fünf Figuren schafft, für jede einzelne, wie auch für die vorhandenen Bautheile und Geräthschaften eine oft unglaubliche Anzahl von Studien und Skizzen entwirft und sorgfältig ausführt! Er mag dabei mitunter gar nicht mehr an das Bild selbst denken — die Aufgabe ein und dasselbe Profil in verschiedenster Haltung und Beleuchtung vollkommen wahr wiederzugeben, einen Arm, eine Hand in mannigfaltigen Stellungen und Lagen mit dem kundigen Blick des Anatomen und der bildenden Kraft des Plastikers zu studiren, das macht ihm an und für sich Freude. . . .

Wiederholt habe ich damals und in späteren Jahren die Siegmundstraße auffuchen können, habe den Meister auch auf Rundgängen durch den Ausstellungspalast begleiten dürfen. Ein neuer, ein ganz besonderer Genuß. Nicht etwa weil dem alten Herrn, sobald er sich dort zeigte, königliche Ehren erwiesen wurden, daß man ehrfurchtsvoll ihm Platz macht oder aber hinter ihm Queue bildet, um ein Wort von ihm zu erhaschen, daß der Name „Menzel“ von Mund zu Mund fliegt, sondern abermals, weil es ein Vergnügen war, ihm zuzuhören und zuzusehen. . . . Wie er so von Bild zu Bild schreitet, an ihm herumdeutet mit dem, man kann wohl sagen, schon historischen Zeigefinger der schwarzbehandschuheten Rechten, docirend, erläuternd, oft mit ein paar durch die Luft geführten Strichen eine ganze Komposition umschaffend, dort eine Einzelheit energisch an's Licht ziehend, hier mit einer unnachahmlichen Bewegung immer desselben beredten Fingers im allzulangen Handschuh einer Arbeit den Gnadenstoß gebend, dann wieder ebenso beredt schweigend, wortlos lange vor einer Leinwand stehen bleibend. . . .

Bei einer solchen Gelegenheit war es auch, daß er sich so bedeutend über den Einfluß der französischen Kunst ausließ, wie ich in einem früheren Brief andeutete,

„Gewiß — sagte er — wir begegnen überall dem französischen Einflusse: er ist der maßgebendste und daher finden wir eigentlich alle nationalen Unterschiede aufgehoben. Es erklärt sich das aber auch aus der Geschichte der Menschheit. Denn seit den Zeiten der Renaissance hat fast ganz allein die französische Kunst sich ruhig fortentwickeln können, hat sich bei ihr eine festgefügte Tradition der Fortentwicklung ausgebildet — man denke nur an das 17. Jahrhundert in Deutschland — und ist sie so zu einer Richtung bestimmenden und beherrschenden geworden. Da müssen Alle einmal hindurch, da muß sich jeder einmal umschauen und anlehnen, wenn er vorwärts will.“

Nach Menzel hat sich, da und unter andern Kunstvölkern umgeschaut und angelehnt, aber es war ein Durchgangsstadium nur für seinen Forschergeist, und sein schöpferisches Genie mußte ihn das Gesehene und Erlernte übersetzen lassen in die eigene Sprache. Und so ist Menzel so univiersell und dabei gleichzeitig so individuell, so kosmopolitisch und dabei gleichzeitig so deutsch, wie kein anderer Künstler seines Volkes.

* * *

Der Leser wird's, so hoffe ich, zufrieden sein, daß ich ihm nicht eine schulgerechte Lebensbeschreibung des Helden der Feier vom 8. December geboten, nicht alle seine Werk chronologisch aufzählte und näher beleuchtete — in diesen Menzeltagen wird er davon genug gehört und gelesen haben — sondern daß ich es versuchte, ihm die Persönlichkeit des Jubilars etwas näher zu rücken. Aber ein paar Worte über seinen inhaltsreichen Lebenslauf sind am Platze, um die Bescheidenheit und die Herzensgüte des großen Mannes noch mehr zu betonen.

Nur der wahrhaft Große vermag bescheiden und anspruchslos zu bleiben, wenn er nach so harten Kämpfen, zuerst um's Leben, dann mit dem Unverstande und Meide, zu so hohen Ehren gelangt ist, wie Menzel sie schon seit bald drei Jahrzehnten genießt. Mit Federzeichnungen („Künstlers Erdenwallen“) und Lithographien („Denkwürdigkeiten aus der Brandenburgischen Geschichte“) debutirte er in der ersten Hälfte der 30er Jahre als selbständiger Künstler, schon damals mit unbezwinglichem Wahrheitsinn feck in's Leben selbst hineingreifend, weniger Erfolg hatte er dann mit seinen ersten in

Del gemalten Sittenbildern. Doch er ließ den Pinsel wieder ruhen: die 400 Illustrationen für Kuglers Geschichte und desgleichen die für die Prachtausgabe der Werke Friedrichs des Großen beschäftigten ihn Jahre lang und diese Beschäftigung und die liebevollen und eingehendsten Studien, die sie voraussetzten, gaben auch seiner späteren Delmalerei stofflich eine entscheidende Richtung. Gleichzeitig zeigten diese Gemälde der fünfziger Jahre neben ausgeprägtestem Realismus und eminent nationalem Gefühl und packend historischem Sinn, was alles auch schon in den Illustrationen zu Tage trat, eine geradezu hinreißende Genialität in der Auffassung und einen sarkastischen Humor, eine virtuose Behandlung des Stofflichen und — gegen früher — eine solche koloristische Feinfühligkeit und Kraft, die ihn wenige Jahre später, nach einem Aufenthalt in Frankreich auch nicht mehr vor den malerisch allergewagtesten, schwierigsten und reizvollsten Aufgaben zurückschrecken ließ.

Wie er die Lithographie und den Holzschnitt in günstigster Weise stark beeinflusst und gefördert hat, so seit Mitte der 60er Jahre auch die Del- und Aquarellmalerei in rein technischer Hinsicht. Wo sind sie heute, die ihn einst den „Propheten der Höflichkeit“ nannten? Sollten sie noch am Leben sein — mit welchen Gefühlen werden sie das zum 8. December neuaufgelegte Prachtbuch von Jordan und Dohme „Das Werk Adolph Menzel's“, das verständniß- und pietätvoll nun zu einem volkstümlichen Preise in den Handel gebracht wird, durchblättern? mit welchen Gefühlen werden sie die großartige Menzel-Ausstellung in der K. Akademie durchwandern, zu der allein die Nationalgalerie nicht bloß die vier Meisterwerke: „Tafelrunde von Sansjoui“, „Flötenconcert“, „Abschied König Wilhelm I. 1870“ und „Eisenwalzwerk“, sondern auch ihren ganzen Schatz von vielen Hunderten von Akten, Studien, Skizzen des Jubilars beige-steuert hat? mit welchen Gefühlen auch werden sie die Berichte über die Jubelfeier selbst lesen, zu der sich der „Verein Berliner Künstler“ und der Senat der K. Akademie zusammengethan haben und an der sich der Hof und alle hervorragenden in- und ausländischen Kunstcentren und Genossenschaften betheiligen?

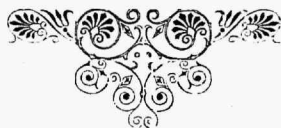
Ich glaube nicht mit gemischten Empfindungen, denn heute hat Menzel, trotzdem, daß er mit Ehren überhäuft ist, trotzdem daß die kleinste Zeichnung von ihm nur für Goldrollen zu haben ist — keine

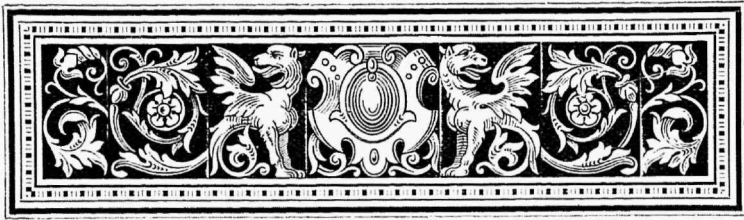
Gegner, Feinde, Neider mehr. Heute erkennt Jeder das gewaltige Verdienst Menzel's an, der Kunst Deutschlands neue Wege gewiesen, dem deutschen Volk Interesse an der eigenen Geschichte eingeflößt und diese selbst verherrlicht zu haben.

Und darum mag dieser Brief sich auch ganz allein mit ihm beschäftigt haben. Ein kleines Scherflein auf dem Altar der Verehrung und Bewunderung, den sie ihm in diesen Tagen errichten.

Berlin, Ende November.

J. Norden.





Litterarische Umschau.

Erst seit 1871, seit der Aufrichtung des deutschen Reiches, ist es überhaupt möglich, eine deutsche Geschichte mit einem wirklichen Abschluß zu schreiben, bis dahin war die ganze neuere Geschichte eine Entwicklung, die noch nicht zum Ziel gelangt war. Viele haben sich schon daran gemacht, dem deutschen Volke seine Geschichte zu erzählen und darzustellen, Berufene und noch mehr Unberufene, aber wirklich gelöst ist die Aufgabe von Niemandem. Geben wir einige der bemerkenswerthesten Werke über die deutsche Geschichte hervor. Karl Nitzsch's dreibändige Geschichte des deutschen Volkes von der Urzeit bis zum Augsburger Religionsfrieden ist ein vorzügliches, an selbständigen Gedanken höchst reiches, auf tiefer Forschung beruhendes, sehr anregendes Werk, aber es ist schon allein durch seine schwere Form nichts weniger als populär und allgemein verständlich; da es außerdem erst nach dem Tode des Verfassers aus seinen Vorlesungen zusammengestellt ist, so finden sich manche Lücken, auch ist die spätere Zeit unverhältnißmäßig viel kürzer behandelt als die ältere. David Müller's deutsche Geschichte ist ein Buch, das vorzüglich dazu geeignet ist in die deutsche Geschichte einzuführen, es fesselt zugleich durch die warme patriotische Gesinnung des Verfassers und durch die lebendige Darstellung; aber seinem ganzen Umfange nach — es ist ein mäßiger Band — gibt es nur eine sehr gute Uebersicht, keine umfassende Darstellung. Nicht so beachtet, wie sie es verdient, ist Heinrich Rückert's deutsche Geschichte, die nach dem großen Kriege von 1870 umzuarbeiten der zu

früh dahingegangene Verfasser, ein Sohn des großen Dichters, verhindert worden ist. Es ist ein sehr inhaltreiches Werk, das sich besonders die innere Entwicklung des deutschen Volkes und den Gang seines geistigen Lebens darzulegen bestrebt. Leider fehlt es der Darstellung an Anschaulichkeit und die großen Männer erscheinen nicht in lebensvoller Individualität, sondern nur als Träger der leitenden Ideen. Jetzt nun hat sich ein namhafter Historiker an die Lösung der Aufgabe gemacht, Theodor Lindner hat eine deutsche Geschichte in 2 Bänden¹⁾ veröffentlicht, die von der Urzeit bis 1871 reicht. Der erste Theil bis 1555, der zweite von da bis 1871; man sieht schon daraus, daß die Neuzeit weit eingehender behandelt ist, als die ältere Periode. Lindner, ein verdienstvoller Forscher auf dem Gebiete des späteren Mittelalters, hat in seinem Buche eine sorgfältige, die neueren Forschungen fleißig verwertende, vielfach anregende Arbeit geliefert; besonders die Abschnitte, welche die Verfassungsverhältnisse und die Kulturzustände behandeln, sind belehrend und dankenswerth. Indessen werden in dieser Geschichte immer nur die leitenden Gesichtspunkte hervorgehoben und darüber kommen die einzelnen Persönlichkeiten und die Ereignisse zu kurz, es fehlt das individuelle Leben. Das gilt ganz besonders von der älteren Geschichte, aber auch in der neueren Zeit macht sich diese abstracte Darstellung nur allzu oft bemerkbar. Wie blutlose Schatten ziehen die großen Kaiser an dem Leser vorüber, er gewinnt von ihnen kein Bild, keine lebendige Vorstellung, so z. B. Heinrich III., Heinrich IV., von dessen schweren Kämpfen man kaum etwas hört, Heinrich VI. u. a. Selbst Friedrich der Rothbart und Friedrich II. bleiben trotz der eingestreuten kurzen Charakteristiken und treffenden Urtheile und Bemerkungen unlebendig. Dasselbe gilt auch von den großen Regeneratoren des preussischen Staates nach 1806, man hört wohl von der Größe Stein's, Scharnhorst's und Gneisenau's, aber sie treten nicht handelnd und lebhaftig vor unsere Augen und verschwinden rasch wieder wie Nebelgestalten. Daß selbst der große Frühling von 1813 und der Befreiungskrieg flüchtig und schattenhaft an uns vorübergehen, müssen wir besonders beklagen. Mit einem Worte, es sind Betrachtungen über die deutsche Geschichte, nicht

¹⁾ Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, 10 M.

die Geschichte selbst, welche uns in dem Buche Lindner's geboten werden. Dem, welcher mit der Geschichte des deutschen Volkes vertraut ist, gewährt Lindner's Werk eine anziehende Lektüre; mit Vergnügen läßt er ihren Gang an der Hand eines kundigen Führers an seinem geistigen Auge vorüberziehen und vernimmt dessen Ansichten und Urtheile mit Zustimmung oder Widerspruch. Aber wer mit der Absicht über die deutsche Geschichte sich zu unterrichten an Lindner's Buch herantritt, der wird diesen Zweck nicht erreichen und es unbefriedigt aus der Hand legen, zumal da es auch der Darstellung an Kraft und Lebendigkeit gebricht. Außer dem Pulsschlag frischen individuellen Lebens müssen wir noch einen Mangel an Lindner's Werke hervorheben. Es fehlt dem Verfasser das rechte Verständniß für religiöse Dinge und religiöses Leben; das macht sich ebenso bei der Schilderung des Mittelalters, wie bei der Darstellung der Reformation sehr fühlbar. In dem von Lindner gewählten Umfange läßt sich eine das Wesentliche hervorhebende und doch der Anschaulichkeit nicht entbehrende Darstellung der deutschen Geschichte überhaupt kaum geben, eine solche würde wenigstens drei Bände beanspruchen.

Eine eigenartige bemerkenswerthe Erscheinung ist die Geschichte der sittlich-religiösen und socialen Entwicklung Deutschlands in den letzten 35 Jahren. Zusammenhängende Einzelbilder von verschiedenen Verfassern. Herausgegeben von Lic. L. Weber¹⁾. Der Herausgeber, neben Stöcker der hervorragendste Vertreter der ältern christlich-socialen Richtung, hat sich mit einer Reihe von gleichgesinnten Männern zu dem vorliegenden Werke verbunden, um ein auf genaue Sachkenntniß gegründetes Bild der religiösen und sittlichen Zustände Deutschlands während des letzten Menschenalters zu geben. Das Buch zerfällt in zwei Theile, von denen der erste die treibenden und gestaltenden Ursachen der jetzigen Zustände, der zweite die Zustände selbst behandelt. Diese Einleitung, an und für sich etwas unbestimmt, hat sich nicht scharf durchführen lassen, wie denn gleich der erste treffliche Aufsatz des zweiten Theils „die Entwicklung des häuslichen Lebens“ bespricht, also eigentlich in den ersten Theil gehört. Doch auf solche Eintheilungen kommt nicht viel an. Das Buch ist, kurz charakterisirt, eine religiös-sittliche

1) Gütersloß, C. Bertelsmann. 4 M. 80 Pf.

Kulturgegeschichte Deutschlands während der letzten 35 Jahre vom evangelisch-kirchlichen Standpunkte aus. Der Inhalt ist ein reicher und mannigfaltiger, es werden die verschiedensten Gebiete des Lebens berührt, eine Masse von Beobachtungen und Thatfachen findet sich hier vereinigt. Die Verfasser der einzelnen Abschnitte sind meist Pastoren, doch finden sich auch fünf Nichtgeistliche unter den Mitarbeitern, die wichtige Beiträge geliefert haben. Es ist unvermeidlich, daß bei einer größeren Anzahl von Mitarbeitern, wenn sie auch auf demselben Boden stehen und in den Grundanschauungen einig sind, doch mannigfache Verschiedenheit der Ansichten im Einzelnen sich geltend macht. Auch die Behandlung der einzelnen Gegenstände ist eine vielfach verschiedene, bei den Einen umfassend und in's Einzelne gehend, bei den Andern mehr kurz und summarisch, die Einen sehen die Dinge hoffnungsvoller, die Andern pessimistischer an, allen aber ist es Ernst um die Sache. Der Herausgeber eröffnet die Reihe der Abhandlungen mit einer Auseinandersetzung über den Einfluß der Kirche, der ernst und würdig gehalten ist. Der Aufsatz von H. von Petersdorff über den Einfluß der politischen Entwicklung, ebenso wie der über den Einfluß der Presse vom selben Verfasser, behandeln bei vielem Richtigen, das sie enthalten, ihr Thema gar zu sehr vom einseitigen Parteistandpunkte aus. Auch die Betrachtung von K. Fr. Jordan über den Einfluß der Kunst enthält neben sehr dankenswerthen Mittheilungen über den modernen Naturalismus namentlich auf dem Gebiete der Poesie und Malerei manche einseitige Behauptungen und stark anfechtbare Ansichten. Dahin gehören z. B. die schiefen Urtheile über das Rembrandtbuch, über die *Cavalleria rusticana* und ganz besonders die unbedingte Verherrlichung Richard Wagner's, in dem Jordan nicht nur einen wahrhaft nationalen, sondern auch einen echt christlichen Künstler verehrt und dessen Musik er über alle Classiker stellt. Solche und andere Aeußerungen verrathen, daß der Verfasser dieses Artikels selbst von dem Zeitgeschmack stark beeinflusst ist. Die meisten Aufsätze aber wird man mit lebhafter Zustimmung und mit nicht geringer Belehrung lesen; wir heben aus der Fülle des hier Gebotenen nur Einiges hervor: über den Einfluß der Naturwissenschaft, die neueste Socialdemokratie, die Entwicklung des häuslichen Lebens, die Welt der Vornehmen und die Welt des Mittelstandes, ein Dorfleben wie es

ist und wie es sein soll, die Bethätigung der Humanität in den letzten 35 Jahren und die christliche Liebesthätigkeit. Viele der Beitragenden sehen die innern Zustände Deutschlands recht pessimistisch an und das ist bei der Beschäftigung mit den vielen schweren Schäden des gegenwärtigen Lebens nur zu natürlich, aber andererseits zeigen sich doch auch manche Lichtpunkte und L. Weber selbst und andere Mitarbeiter blicken nicht hoffnungslos in die Zukunft. Jedenfalls ist dies Sammelwerk ein sehr dankenswerthes Unternehmen und Niemand, der sich für die gegenwärtigen geistigen und materiellen Zustände in Deutschland interessiert, kein Politiker und kein Publicist sollte das Buch ungelesen lassen; der mäßige Preis wird ihm hoffentlich weite Verbreitung verschaffen. Eine eigentliche Geschichte ist das, was L. Weber uns bietet, allerdings nicht und geschichtlich behandelt würde vieles in anderem Lichte erscheinen, aber es ist eine lehrreiche und zu ernstem Nachdenken auffordernde Zusammenstellung von Arbeiten, die alle dasselbe Ziel der religiös-sittlichen Erneuerung des deutschen Volkes im Auge haben.

Die politischen Verhältnisse Ostasiens, insbesondere die Aspirationen Japans sind im Augenblick durch die Wirren in Kleinasien und die bedrohlich auftauchende orientalische Frage in den Hintergrund gedrängt. Aber Japan, das mit fieberhaftem Eifer an der Bervollkommnung seiner Wehrkraft und an der Verstärkung seiner Flotte arbeitet, wird, das ist sicher, bald genug wieder die Aufmerksamkeit Europas auf sich lenken. Ueber die außerordentlichen politischen und militärischen Umwandlungen des japanischen Reiches, sowie über die bewunderungswürdige Aneignung der europäischen Kultur durch das hochbegabte Inselvolk haben Engländer, Franzosen und Deutsche in letzter Zeit genauere Kunde in Europa verbreitet. Dagegen war über die religiösen Zustände in Japan und über das Verhältniß des Volkes zum Christenthum nur Weniges und zum Theil Widersprechendes bekannt geworden. Ueber diese Dinge giebt uns nun Hermann Dalton's Buch: *Auf Missionspfaden in Japan*¹⁾ erwünschte und befriedigende Aufklärung, denn der Verfasser schildert nicht blos die bisherige Thätigkeit der evangelischen Mission und ihre Erfolge in Japan, sondern behandelt auch den Shintoismus, die alte nationale

¹⁾ Bremen, C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung. 5 M. 40 Pf.

Religion der Japaner und den von China aus über Korea in Japan eingedrungenen Buddhismus. Nach Dalton's auch von anderen Seiten bestätigter Darstellung ist bei den Japanern das religiöse Leben größtentheils ganz vertrocknet und eingeschrumpft, ihre Religion fast nur Kultushandlung, ganz ohne Zusammenhang mit der Moral; auf das nationale, politische und bürgerliche Leben übt weder der Shintoismus noch der Buddhismus irgend einen Einfluß aus. Das ist eine in der Religions- und Völkergeschichte höchst eigenthümliche Erscheinung, deren Ursachen Dalton genauer entwickelt. Die eigentliche Religion der Japaner ist gegenwärtig die glühende Vaterlandsliebe, mit der ihr übermäßiger Nationalstolz, der sich besonders in der Abneigung gegen alles Fremde lebhaft kundthut, zusammenhängt; er bereitet auch der Ausbreitung des Christenthums große Schwierigkeiten. Im Laufe zweier Jahrzehnte sind durch die evangelischen Missionäre 40,000 Japaner zum Christenthum bekehrt worden, in Anbetracht der vielen und bedeutenden Hemmnisse, welche sich den Missionären entgegenstellen, ein bedeutames Resultat, den Millionen des Japanischen Volkes gegenüber freilich nur eine verschwindende Zahl. Dalton meint nicht mit Unrecht, daß die großen kriegerischen Erfolge des letzten Feldzuges gegen China für die Missionsthätigkeit nicht günstig sein würden; es ist zu fürchten, daß die durch die Einwirkung der drei europäischen Großmächte herbeigeführte Verzichtleistung Japans auf einen Theil seiner Siegesfrüchte noch viel ungünstiger auf den Fortgang der Christianisirung des Volkes zurückwirken wird. Dinehin hat die von vielen Japanern wahrgenommene Entfremdung der Gebildeten in Europa vom Christenthum nicht dazu beigetragen; sie bereitwillig zur Annahme des Evangeliums zu stimmen. Auch die Bestrebungen des evangelisch-protestantischen Missionsvereins, der von liberalen und negativen Theologen in's Leben gerufen ist und die Japaner durch Preisgebung der Grundthatfachen des Evangeliums für das Christenthum gewinnen will, kann nur schädlich wirken; mit Recht übt Dalton an ihm und seiner Thätigkeit scharfe Kritik. Auch die Thätigkeit der römisch-katholischen und der russischen Mission werden in Dalton's Werk eingehend behandelt. Das Buch ist, wie alles, was aus Dalton's Feder stammt, anziehend und lebendig geschrieben, manchmal nur mit etwas zu viel pastoraler Salbung; doch das nimmt

man um des sonstigen gediegenen Inhalts willen schon mit in den Kauf.

Ein sehr empfehlenswerthes und brauchbares Hilfsmittel zum Verständniß des großen brittischen Dramatikers sind die vor Kurzem in dritter umgearbeiteter Auflage erschienenen Einführungen in Shakespeare's Bühnen=Dramen von Wilhelm Dechelhäuser¹⁾. Das Buch ist aus den Einleitungen zu der Bühnenbearbeitung von Shakespeare's Dramen, welche Dechelhäuser, ein gründlicher Kenner des Dichters, vor 20 Jahren veröffentlicht hat, hervorgegangen, aber in der neuen Auflage gründlich umgestaltet. Der Verfasser hat es in seinem Werke nicht auf die ästhetisch-kritische Würdigung der Dramen nach ihrer Composition und der in ihnen zur Geltung kommenden tragischen Conflicte oder komischen Verwicklungen abgesehen, sondern auf eine genaue und scharf eindringende Charakteristik der sämtlichen in den Dramen vorkommenden Personen. Da nun, wie jeder weiß, in der Zeichnung der Charaktere die eigentliche Größe und Meisterschaft Shakespeare's liegt, so sind diese „Einführungen“ ganz besonders dazu geeignet, die geniale Schöpferkraft des Dichters zu erkennen und zu verstehen. Dechelhäuser hat in erster Linie bei seiner Arbeit darstellende Künstler im Auge gehabt und ihnen Fingerzeige für die richtige Auffassung der einzelnen Rollen geben wollen, aber die von ihm gebotenen Charakteristiken sind geeignet, auch jedem Freunde des großen Dichters eine tiefere Einsicht in das Wesen der handelnden Personen zu vermitteln. Wer sich z. B. zuerst mit den hier gegebenen Erläuterungen und Charakterentwicklungen bekannt macht und dann der Aufführung eines Shakespeareschen Dramas beiwohnt, wird dadurch einen vertieften und erhöhten Genuß erhalten. Dechelhäuser's Erläuterungen sind ruhig, besonnen, manchmal etwas nüchtern, aber immer belehrend. Besonders verdienstlich ist es, daß außer den Hauptpersonen auch die Nebenrollen eingehend behandelt werden. Bei aller gebührenden Bewunderung des Dichters ist Dechelhäuser für die Mängel in den Dramen nicht blind, er verschweigt manche Schwächen in der Composition nicht und weist auch auf die nur schwer zu lösenden Widersprüche in der Entwicklung einzelner Charaktere hin,

¹⁾ Minden i. Westf., J. C. C. Bruns Verlag. 3. M.

so selbst bei Hamlet, dessen ganze Charakteristik uns sehr befriedigend erscheint. Uebrigens sind nicht alle 36 Dramen von Dechelhäuser behandelt, sondern nur 29, darunter befinden sich aber alle zur Aufführung gelangenden und am meisten gelesenen.

Mit einem jetzt wenig gekannten, einst aber viel gelesenen und sehr gefeierten Dichter beschäftigt sich Georg Ellinger's Schrift: *G. T. N. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke*¹⁾. Wie viele gibt es wohl heute, die Hoffmann's Elzriere des Teufels, seine Serapionsbrüder, seinen Vater Murr, die vor 70 Jahren noch ganz Deutschland entzückten, gelesen haben? Wie wenige sind es, die da wissen, daß Robert Schumann's berühmte Kreisleriana ihren Namen von Hoffmann's halbverrücktem Musiker Kreisler haben? Auch die litterargeschichtliche Forschung hat sich bisher so gut wie garnicht mit Hoffmann beschäftigt. Diesem Mangel hilft nun Ellinger's Buch ab, das mit Liebe und Verständniß für die originelle Persönlichkeit Hoffmann's und seine die wirkliche mit einer spuckhaften Phantasie-Welt seltsam vermischenden Dichtungen geschrieben ist. Leider hat der Verfasser nur wenig neues Material für die Biographie seines Helden auffinden können, das vorhandene hat er selbstverständlich vollständig verwerthet. Dagegen ist es ihm gelungen für Hoffmann als Musiker eine Fülle von bisher unbekanntem Stoffe zu entdecken und als Componist und musikalischer Kritiker erscheint Hoffmann hier in ganz neuem Lichte. Ueberraschend ist der Nachweis, daß Hoffmann in seinen ersten Werken durch die Schriften Wackenroder's, des stillen gemüthvollen, früh verstorbenen Freundes von Ludwig Tieck beeinflusst erscheint. Die Charakteristik der Persönlichkeit Hoffmann's, in der sehr widersprechende Elemente sich vereinigten, will uns nicht ganz befriedigen und das hier vorliegende Problem ist noch nicht gelöst. Auch in seinen günstigen Urtheilen über Hoffmann's Dichtungen können wir dem Verfasser nicht überall zustimmen, Goethe's von ihm angeführte Aeußerung ist herb, aber doch im Wesentlichen zutreffend. Doch ist es immer erfreulicher, daß ein Biograph und Litterarhistoriker eine gewisse Vorliebe für den von ihm behandelten Autor kund giebt, als wenn er kalt und selbstbewußt über ihn aburtheilt. Sehr gelungen ist der Nachweis des bedeuten-

¹⁾ Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß. 5 M.

den Einflusses, welchen Hoffmann auf spätere Dichter, namentlich auf Heine, ausgeübt, ebenso wie auf hervorragende Musiker der Folgezeit. Leider hat Ellinger es unterlassen, die große Einwirkung Hoffmann's auf die neuere französische Litteratur, für die er der deutsche Romantiker par excellence ist, darzulegen, das ist eine empfindliche Lücke in dem Buche. Außerdem vermiffen wir die Zeichnung des historischen Hintergrundes für Hoffmanns Leben und Schaffen, d. h. die Schilderung des geistigen Lebens und der Zeitströmungen, in denen der Dichter empornwuchs und sich entwickelte. Doch das sind Mängel, denen in einer neuen Auflage unschwer abgeholfen werden kann, auch wie es ist, muß Ellingers Buch als eine verdienstvolle, zuverlässige, vieles Neue bietende Arbeit bezeichnet werden.

Groß ist die Fülle dessen, was Friederich Rückert an eigenen Dichtungen und an meisterhaften Uebersetzungen zu seinen Lebzeiten veröffentlicht hat, aber sein Nachlaß enthält noch so viel, was zum Theil schon au's Licht getreten ist, zum Theil noch der Herausgabe harret, daß man immer von Neuem mit Staunen über diese unvergleichliche poetische Fruchtbarkeit, diese gewaltige Arbeitskraft erfüllt wird. Namentlich von seinen Uebersetzungen orientalischer Dichter hat Rückert nur den kleinern Theil herausgegeben. Was für Schätze noch in seinen Papieren verborgen liegen, zeigt seine meisterhafte Uebersetzung von Firdosi's Königsbuch (Schahname)¹⁾, die, von E. A. Bayer herausgegeben, soeben mit dem dritten Bande zum Abschluß gelangt ist. Lange Jahre war in Deutschland Firdosi's großes Epos nur in der prosaischen Uebersetzung von J. Goerres: das Heldenbuch von Iran, bekannt; diese Uebersetzung ist viel gelesen worden und hat lebhaftes Interesse für die großartige iranische Heldenjage in weiten Kreisen erweckt. Dann erschien Adolf von Schack's treffliche Nachbildung in poetischer Form, die mit vollem Rechte große Verbreitung und Anerkennung gefunden hat. Zu ihr gesellt sich nun Rückert's Uebersetzung, die leider in ihrem letzten Theile nur fragmentarisch ist. Vergleicht man die beiden Uebersetzungen mit einander, so ist die von Schack freier, glatter und durchgeführter, aber auch etwas modernisirt; sie entspricht mehr

¹⁾ Berlin, Verlag von Georg Reimer. 3 Bde à 8 M.

dem Geschmacke der Gegenwart, während Rückert's Uebersetzung oft Härten, rauhe Wendungen und ungewöhnliche Ausdrücke enthält und den modernen Leser nicht selten fremdartig berührt. Aber nach dem Urtheil aller Kenner giebt Rückert den Eindruck des Originals mit wunderbarer Treue wieder und erweist sich auch hier als Herrscher über die Sprache. Man darf auch nicht vergessen, daß es nur ein erster noch nicht überarbeiteter und durchgeseilter Entwurf ist, der uns vorliegt; für den Druck würde Rückert ohne Frage vieles geändert und geglättet haben. Aber auch in ihrer unvollkommenen Gestalt giebt Rückert's Uebersetzung von Firdosi's Königsbuch einen neuen Beweis von des Dichters und Forschers einzigartiger Virtuosität, in den Geist der orientalischen Dichter einzudringen und ihre Werke poetisch so wiederzugeben, daß die Uebersetzung den Eindruck des Originals macht. Für den Freund der Poesie hat es einen eigenen Reiz Schack's und Rückert's Uebersetzungen mit einander zu vergleichen und dabei die Verschiedenheit der Auffassung, der poetischen Technik und der Sprachbeherrschung zu beobachten. Im Anhang des dritten Bandes hat der Herausgeber den originellen Versuch Rückert's die bekannte schöne Episode von Rostems und Suhrabs Begegnung und Kampf in der Nibelungenstrophe nachzubilden, veröffentlicht. In dieser Bearbeitung tritt die Ähnlichkeit der iranischen mit der deutschen Heldensage besonders lebendig entgegen und macht es begreiflich, daß Ahland sich einst viel bemüht hat, einen wirklichen Zusammenhang zwischen beiden aufzufinden. Jedenfalls ergreifen die Thaten und Schicksale der iranischen Helden, wie sie Firdosi uns überliefert hat, jedes Gemüth, das für gewaltige Poesie empfänglich ist. Rückert's Uebersetzung wünschen wir weite Verbreitung, fürchten aber, daß der hohe Preis dem leider entgegen stehen wird.

Heros von Borcke's ein Reiz vom alten Stamm, Roman aus dem Leben. Erste Abtheilung: Junges Blut¹⁾ ist ein eigenthümliches Buch. Der Verfasser, einem alten pommerischen Adelsgeschlecht entstammend, von dem die Bauern der Provinz zu sagen pflegen: Das ist so alt als die Borcken und der Teufel, schildert darin sein eigenes Leben. Wenn er dennoch sein Buch als Roman bezeichnet, so kann sich das nur auf die Einkleidung und die

¹⁾ Berlin, Verlag von Paul Kittel.

Form seiner Erzählung beziehen, der eigentliche Inhalt entspricht gewiß der Wirklichkeit. H. von Borcke erzählt von seiner Jugend auf dem Lande, seiner Erziehung auf dem Pädagogium in Halle, seinem Leben als Gardefürassier in Berlin, seinem leichtsinnigen Schuldenmachen, das ihn zuletzt nöthigte, den Dienst zu verlassen, seinen Reisen nach Paris, wo er Napoleon III. und die Kaiserin Eugenie persönlich kennen lernte, seinem Aufenthalt auf dem Lande bei Verwandten und Bekannten und schließt mit seinem Aufbruch nach Amerika, um am Seecessionskriege theilzunehmen. Der Verfasser ist im Mai dieses Jahres gestorben, hat aber seine Lebensschilderung vorher vollendet, der zweite Band ist, wie wir erfahren, soeben erschienen. Es ist eine ritterliche, frische, echt soldatische Natur, welche uns aus dem Buch entgegentritt und trotz mancher Irrungen auf dem Lebenswege den Leser sympathisch berührt. Viele Personen ziehen an uns vorüber, manche Ereignisse der Zeit werden gestreift, wir werden lebendig in das Leben und Treiben auf den märkischen Gutshöfen versetzt und mit den Anschauungen des allezeit königstreuen Adels in den fünfziger Jahren dieses Jahrhunderts vertraut. Kurz, Heros von Borcke's biographischer Roman ist trotz mancher Weiterschweifigkeit eine interessante Lectüre und verdient es nicht übersehen zu werden.

Wie erleichtert ist doch jetzt das Kunststudium für Jeden, wie leicht zugänglich sind doch gegenwärtig die Werke der großen Künstler aller Zeiten für jeden Freund und Liebhaber der Kunst! Während man sich vor vierzig Jahren noch mit dürftigen Lithographien und oft nur mittelmäßigen Stahlstichen begnügen mußte und auch diese größten Theils nur in kostspieligen Bilderwerken benutzen konnte, sind heute Photographien in jeder Größe und gute Stiche in Fülle vorhanden; auch dem wenig Bemittelten, der für die Kunst Sinn und Interesse hat, ist es jetzt möglich, die edlen Schöpfungen der großen und bedeutenden Künstler in gelungenen Abbildungen zu erwerben und mit ihnen sein Zimmer, seinen Tisch zu schmücken. Ein deutlicher Beweis dafür, wie Vorzügliches jetzt auf dem Gebiete der Kunst für mäßigen Preis geboten wird, sind die Künstler-Monographien von H. Knackfuß¹⁾, die in rascher Folge

1) Bielefeld und Leipzig, Verlag von Velhagen u. Klasing. 2—3 M.

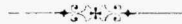
erscheinend schon bis zum fünften Hefte vorgeritten sind. Die ersten vier behandeln Raffael, Rubens, Rembrandt, Michelangelo, das fünfte, an das unsere Besprechung anknüpft, Albrecht Dürer. Jedes Heft bringt mehr als hundert große und kleine vorzügliche Abbildungen zu dem im Verhältniß zum Gebotenen äußerst geringen Preise von höchstens 3 M. Die ganze Sammlung ist zur Erweckung und zur Verbreitung des Kunstsinnes und Kunstverständnisses im hohen Maße geeignet. Das Leben der Künstler wird kurz erzählt, den Hauptinhalt bildet die Beschreibung und Charakteristik der Werke, wobei der Verfasser sein Augenmerk darauf richtet, den Leser zum rechten Anschauen und Verstehen des Kunstwerkes anzuleiten. Speciell bei Dürer wünschte man allerdings einzelne Punkte seines Lebens genauer behandelt zu sehen, so besonders sein Verhältniß zur Reformation; bekanntlich wird in jüngster Zeit von katholischer Seite mit Nachdruck behauptet, Dürer sei trotz seiner Bewunderung für Luther doch der alten Kirche treu geblieben. Im Uebrigen tritt aus diesem Hefte die ganze Herrlichkeit dieses großen Künstlers anschaulich entgegen. Keine schönere Gabe kann den Weihnachtstisch schmücken als diese Sammlung oder einzelne Theile derselben, die alle von einander unabhängig und einzeln zu haben sind. Es wäre ein Triumph der wahren Kunst und des edlen Geschmacks, wenn diese Künstlermonographien die meist flachen und nichtigen Illustrationswerke der Gegenwart aus den Häusern verdrängten.

* * *

Bei der Redaktion der „Balt. Mon.“ sind ferner folgende Schriften zur Besprechung eingegangen:

- Walther, L., der Adjunktus von Oldenhäusen. Eine Geschichte aus dem vorigen Jahrhundert. Zweite Aufl. (Gotha, G. Schloßmann.)
- Zur bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre. Von einem thüringischen Landpfarrer. Dritte vermehrte Aufl. (Gotha, G. Schloßmann.)
- Geständnisse und Bekenntnisse eines Christen unserer Tage zur Läuterung und Stärkung dargeboten. (Gotha, G. Schloßmann.)
- Löwis, Oscar v., Unsere baltischen Singvögel. (Reval, F. Kluge.)
- Weitbrecht, R., Phaläna. Die Leiden eines Buches. Zweite Aufl. (Stuttgart, H. Bonz & Co.)
- Ganghofer, L., der Klosterjäger. Roman aus dem 14. Jahrhundert. Mit Illustrationen von Hugo Enql. Sechste Aufl. (Stuttgart, H. Bonz & Co.)

- Schulte vom Brühl, der Marichallstab. Ein Roman aus dem Bergischen. Zwei Bände. (Stuttgart, A. Bonz & Co.)
- Seigel, K. v., der Volksfreund. Roman. (Stuttgart, A. Bonz & Co.)
- Brociner, C., Landaradei. Novellen. (Stuttgart, A. Bonz & Co.)
- Fontane, Th., Vor dem Sturm. Roman aus dem Winter 1812—13. Wohlfeile Volksausgabe. (Berlin, Wilh. Herz.)
- Fischer, Kuno, Goethe's Sonettenkranz. (Heidelberg, C. Winter.)
- Majson, F., Napoleon I. zu Hause. Aus d. Franz. (Leipzig, Schmidt & Günther.)
- Neumann, Dr. W., A. N. Senff. Ein baltischer Kupferstecher. Mit dem Bildnisse Senff's und sechs Reproduktionen nach seinen Werken in Lichtdruck. (Reval, Fr. Kluge.)
- Niemann, F., die Ulrichsquelle. Roman in 2 Bden. (Dresden, C. Reißner.)
- Kraus, Eberh., Im Zuge der Pest. Roman aus Kurlands Vorzeit. (Reval, Fr. Kluge.)
- Jensen, W., Jenseits der Alpen. Novellen. (Dresden, C. Reißner.)
- Jugrem, J. K., Geschichte der Sklaverei und der Hörigkeit. Deutsch von L. Katscher. (Dresden, C. Reißner.)
- Biographische Blätter. Vierteljahrschrift f. lebensgeschichtliche Kunst und Forschung. Hrsg. von A. Bettelheim. I. Band, 4. Heft. (Berlin, C. Hofmann & Co.)
- Raabe, Wilhelm. Gesammelte Erzählungen. Bd. I. (Berlin, Otto Janke.)
- Raabe, Wilhelm. Die Akten des Vogelfangs. (Berlin, Otto Janke.)
- Sommerfeldt, W., Francesco Spiera, ein Unglücklicher. Aus d. Norweg. von H. G. W. Heinen, Pajt. (Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsb. G. Böhme.)
- Menatus, Johannes, (Hrbr. v. Wagner), Rudolf von Bargula, der Schenk zu Saalek. Ein thüringer Lebensbild aus dem 13. Jahrhundert. 2. Aufl. (Leipzig, A. Deichert'sche Verlagsb., G. Böhme.)
- Blum, Hans Dr. Bismarck's Mahnwort an das deutsche Volk. (Erlangen, Palm & Enke.)



Briefkasten.

A. v. H. in Jurjeß. Anonyme Zusendungen werden nicht berücksichtigt. Das Gedicht „Magdalena“ könnte Aufnahme finden.

* **in W.** Es darf billigerweise von keiner Redaktion verlangt werden, daß sie sich mit jedem Autor in eine Diskussion über den Werth seiner Beiträge einläßt. Schon aus diesen Gründe erfolgt eine Ablehnung regelmäßig ohne Angabe der Motive. Was Ihre Verse betrifft, so erinnern wir Sie an eine glücklicherweise noch nicht aufgehobene Verordnung des schwedischen Generalgouverneurs Grafen Claudius Lott vom 28. Januar 1668, die also lautet: „Niemand, er sei auch wer er wolle, soll sich unterstehen, einige Carmina umb Gewinn und Genieß zu machen, viel weniger mit Stammbüchern und anderen solchen Bettel-Schriften herum zu lauffen, sondern sich dessen bei Arbiträr Kön gänzlich enthalten.“

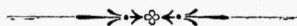


Baltische Monatschrift.

Herausgegeben
von
Arnold v. Tidebühl.

Siebenunddreißigster Jahrgang.

XLII. Band.



Reval.
Franz Kluge.
1895.

Доволено цензурою. Рига, 5 Декабря 1895 г.

I n h a l t.

A. Abhandlungen, Aufsätze und Notizen.

	Seite.
Zwei Denkschriften aus der Reformära unter Kaiser Alexander II.	1
Ueber Kunstsinu. Ein Vortrag von A. Graß	20. 89
Die livländischen Pastorenproceffe	31. 117
Ueber Hegenproceffe. Von Fr. Sunnius	46
Ein Brief der Kaiserin Katharina II. an den Generalgouverneur Grafen Browne	156
Die Serumtherapie der Diphtheritis. Von Professor Dr. C. Dehio	157
Die Audienz der livländischen Deputirten beim Kaiser Nicolai II. am 28. Februar 1846	177
Briefe des Fürsten Carl Lieven. Mitgetheilt von Dr. Fr. Bieneman	191. 265. 422
Die Vereinigung Kurlands mit Rußland. Von Prof. B. Wilbassow, mit einem Nachwort von S. Diederichs	205. 285
Fürst Bismarck. Eine literärisch-biographische Mosaik. Von B. Wilpert	245. 363. 441
Ein Beitrag zur Lehre von der Verjährung in Strafsachen. Von Mag. jur. M. Stillmark	345
Ibsen's neuestes Drama. Von J. C. Freiherrn v. Grotthuyß	380
Wo stehen wir? Kirchliche Zeitbetrachtungen eines Laien. Von G. v. D. nebst einem Nachwort von M.	403
Praktische Rathschläge eines Hochschullehrers	466
Die Lealische Conversionsbewegung nach der Darstellung der Rigaer Sparchialzeitung	467
Tolstoi und Nießsche. Von Gregor von Glasenapp	492. 583
Adresse der Kurländischen Mitterschaft vom 21. Juni 1895	525
Die Elementarbildung in Rußland nebst einer Karte	527
Leben und Schriften des Kurländers Friedrich Ludwig Lindner. Von C. Fehre	531. 671. 756
Das System der Künste. Von D. Kleinenberg	598
Die sog. „officiellen“ Schriften über das baltische Prästandewesen	641

Der Ausſatz einst und Jetzt. Von Prof. Dr. C. Deſio	643
Aus dem Briefwechſel Edith von Rahden's mit Georg Berkholz. Herausgegeben von S. D.	709
Die Fehmgerichte im Lichte der neueſten Forſchung. Von Mag. jur. Stillmark	730
Statistik des Confeſſionswechſels in Livland. Von N. C.	795
Politische Correſpondenzen	57. 138. 229. 327. 387. 455. 514. 636. 703. 789. 839.

(In der „Beilage zur Balt. Mon.“ letztes Quartal 1895):

Graf Nicolai Reh binder. Ein baltiſches Dichterbild. Von Victor von Andrejanoff	57
Kunſtbrieſe. Von J. Norden. 1. Leibel, Trübner, Thoma. 2. Berliner Theater; „Die Mütter“ von Georg Hirschfeld. 3. Adolf Menzel	34. 82. 126.

B. Beſprochene Bücher.

	Seite.
Seraphim, Ernſt, Geſchichte Liv-, Eſt- und Kurlands. Von Dr. A. Bergengrün	73
Sinowjew, M. A., Unterſuchung über die landschaftliche Organiſation des ſtändiſchen Gouvernements. Von M. v. D.	100
Charuſin, A. Der bäuerliche Grundbeſitz im Gouvernement Eſtland. Von E. Bodisco	335
Feſtſchrift des Vereins „Herold.“ Von W. Freiherrn. v. Mengden	397
Caveant nobiles! Ein Mahnruf an den baltiſchen Adel Schulz, Georg, Dr. (Bertram) Die Krabbetaſche	402
Sitzungsberichte der Geſellſchaft für Geſchichte und Alterthumskunde der Oſtſeeprovinzen, 1894. Von Dr. A. Bergengrün	827
Archiv für die Geſchichte Liv-, Eſt- und Kurland's. 3. Folge, 4. Band. Von demſelben.	829
Sitzungsberichte der Kurländiſchen Geſellſchaft für Litteratur und Kunſt, 1894. Von demſelben	830
Jahrbuch für Genealogie, Heraldik und Sphragiſtik, 1894. Von demſelben	831
Sitzungsberichte der gelehrten eſtნიſchen Geſellſchaft, 1894. Von demſelben	832
Schmidt, D. Prof. Dr., Rechtsgeschichte Liv-, Eſt- und Kurland's. (Herausgegeben von Dr. C. v. Rottbeck). Von demſelben	832
Seraphim, A., Des Oberſten Both Anſchlag auf Livland. Von demſelben	834

	Seite.
Dragendorff, C. Dr., Ueber die Beamten des deutschen Ordens in Livland während des 13. Jahrhunderts. Von demselben	834
Lövis of Menar, Karl von, Historische Karte von Livland. Von demselben	835

(In der „Beilage zur Balt. Mon.“ Ichtes Quartal 1895):

Litterarische Umschau. I. Focke, Charlotte Corday, No. 42. 92. 136.	
schinger, Erinnerungen aus dem Leben von Hans Victor von Unruh, Müller, der Krieg zwischen China und Japan, Biographische Blätter, Eine Vierteljahresschrift, Weise, Unsere Muttersprache, Heyse, Aus den Vorbergen, Vint, Unterhaltungen in Rom. — II. Lindner, der Krieg gegen Frankreich und die Einigung Deutschlands, Koschütz, französische Novellistik und Romanenliteratur über den Krieg 1870/71, A. Schäßfle, Cotta, Wereschagin, Lebenserinnerungen, Fischer, Betrachtungen eines in Deutschland reisenden Deutschen, Baron Nolde, Reise nach Innerarabien, Kurdistan und Armenien, Wilbrandt, Beethoven, Freiherr v. Perfall, die Sünde. — III. Ritzsch's dreibändige Geschichte des deutschen Volkes, Müller's deutsche Geschichte, Rückert's deutsche Geschichte, Lindner, Deutsche Geschichte in 2 Bänden, Weber, Geschichte der sittlich-religiösen und socialen Entwicklung Deutschlands in den letzten 35 Jahren, Dalton, Auf Missionspfaden in Japan, Dechelhäuser, Einführungen in Shakespeare's Bühnen-Dramen, Ellinger, C. T. A. Hoffmann, sein Leben und seine Werke, Firdosi, Königsbuch, Heros von Vordke, Ein Reis vom alten Stamm, Knackfuß, Künstler-Monographien.	

C. Gedichte und Novellen.

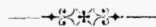
Es wird mein Herz so stille 	29
Funkeln und verglühn } Von F. C. Freiherrn v. Grotthuß	30
In die Heimath }	177
Ein finnisches Volkslied auf die Eroberung Riga's (1621). Mitgetheilt von Fr. v. Keupler*).	135
Zwei Lieder von Paul Bourget. Uebersetzt von G. Eckardt	281. 282
Die Schläferin. Von Edgar Allan Poe. Uebersetzt v. G. v. G.	282
Ein morgenländische Sage.	439

*) Dieses Lied ist bereits vom Akademiker A. Schiefner im „Inlande“ 1852, pag. 207 mitgetheilt.

	Seite.
Nach langem Winterschlaf Heimkehr	} Von J. Gr. 490
Der deutsche Roland.	Von N. v. A. 700

(In der „Beilage der Balt. Mon.“ letztes Quartal 1895):

Ein livländisches politisches Lied aus dem Jahre 1556. Mitgetheilt von Dr. A. Bergengrün	27
Zwei Gedichte aus dem Nachlaß von A. S. v. Weyrauch	53
St. Clausdom in Reval. Von Karl Hunnius	108
Es kam das Leid. Von M.	108
Tröstet mein Volk! Von Klaus Kempe	108
Den livländischen Frauen und Jungfrauen. Von L. v. Schröder	109
Die Nacht. Novelle von Rodzewicz. Uebersetzt von M. v. D.	111



Extra-Beilage.

Einowjem, M. A., Untersuchung über die landschaftliche Organisation
des livländischen Gouvernements.



Corrigenda.

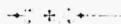
Seite	Zeile	von	oben	lies	
733	18	von	oben	lies	den statt dem.
"	734	"	21	"	beispiellose statt beispiellose.
"	735	"	7	"	wahr wisse statt Wahrnisse.
"	737	"	9	unten	inquisitionis statt inquisitiones.
"	739	"	18	"	sogenannten statt sogenemnten.
"	742	"	10	"	wirkliche statt wichtige.
"	743	"	3	"	klüglich statt klüglich.
"	744	"	2	"	Schröder statt Schrader.
"	745	"	5	oben	S. 735 statt 9.
"	746	letzte Zeile		"	Königsbann statt Königes Bannen.
"	747	Zeile 2	"	"	durch statt auf.
"	"	4	"	"	Ward statt wenn.
"	750	"	6	unten	giftigem statt giftigem.



	Seite.
Nach langem Winterchlaf	} Von J. Gr. 490
Heimkehr	
Der deutsche Roland.	} Von B. v. M. 700

(In der „Beilage der Balt. Mon.“ letztes Quartal 1895):

Ein livländisches politisches Lied aus dem Jahre 1556.	
Mitgetheilt von Dr. N. Bergengrün	27
Zwei Gedichte aus dem Nachlaß von M. S. v. Wenrauch	53
St. Clausdom in Neval. Von Karl Sunnius	108
Es kam das Leid. Von M.	108
Tröstet mein Volk! Von Klaus Kempe	108
Den livländischen Frauen und Jungfrauen. Von	
L. v. Schröder	109
Die Nacht. Novelle von Modzewicz. Uebersetzt von M. v. T.	111



Extra-Beilage.

Sinowjew, M. A., Untersuchung über die landschaftliche Organisation
des livländischen Gouvernements.



Corrigenda.

Seite	733	Zeile	18	von oben	lies	den statt dem.
"	731	"	21	"	"	beispiellose statt beispiellose.
"	735	"	7	"	"	wahr wisse statt Wahrnisse.
"	737	"	9	"	unten	inquisitionis statt inquisitiones.
"	739	"	18	"	"	sogenannten statt sogenunten.
"	742	"	10	"	"	wirkliche statt wichtige.
"	743	"	3	"	"	flüchtig statt flügllich.
"	744	"	2	"	"	Schröder statt Schrader.
"	745	"	5	"	oben	E. 735 statt 9.
"	746	letzte Zeile			"	Königsbann statt Königes Bannen.
"	747	Zeile	2	"	"	durch statt auf.
"	"	"	4	"	"	Ward statt wenn.
"	750	"	6	"	unten	gichtigem statt güstigem.

Abonnements-Einladung.

Am 1. Januar 1896 beginnt ein neuer, der achthund-
dreißigste Jahrgang der „Baltischen Monatschrift“. Indem wir um

baldige Erneuerung des Abonnements

bitten, bemerken wir, daß das Programm der „Baltischen Monats-
schrift“ nach wie vor daselbe bleibt. Die Neubegründete
litterarisch-belletristische „Beilage zur Baltischen Monats-
schrift“ wird auch im nächsten Jahrgang regelmäßig erscheinen
und Beiträge unserer namhaftesten Dichter und Schriftsteller bringen.
Trotz des fast verdoppelten Umfanges der einzelnen Hefte bleibt
der Abonnementspreis derselbe wie früher:

8 Rbl. jährlich, über die Post 9 Rbl.

Abonnements nehmen alle Buchhandlungen, ferner die Expedition
der Baltischen Monatschrift (Riga, I. Weidendam 5) und
die unterzeichnete Verlagshandlung entgegen.

Franz Kluge in Reval.